

Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft



**Volksrepublik China:
Wo Arbeit noch
Arbeit ist**
Dossier ab Seite 27

**Steiniger Weg zur
Forschungskarriere
an den Unis**
Forschung Seite 3

**Digital in die
Vergangenheit:
DVB-T startet**
Technologie Seite 7

**Jungunternehmer:
„Ich verwirkliche
meinen Traum“**
Wirtschaft Seite 11

Geldmangel treibt Forscher ins Ausland

Versteinerte Strukturen treiben Jungforscher aus dem Land, inkompatible Karrieresysteme verhindern ihre Rückkehr: Trotz steigendem Forschungsanteil laboriert Österreich am Brain Drain. Mehr Wissenschaftler anzuziehen als abzugeben erscheint als ein fernes Ziel.

Alexandra Riegler New York

Manchmal kommt es auch auf das „Wie“ an. Wenn Österreich die Hand in Richtung seiner nach Nordamerika abgewanderten Jungforscher ausstreckt etwa. Holt man sie ins Marriott nach New York, sei dies „ein Teil des Stils“, ist Günther Bonn, Vizepräsident des Rates für Forschung und Technologieentwicklung, überzeugt.

Zum dritten Mal lud Brain Power Austria Ende September zum Austrian Science Talk und rund 100 österreichische Wissenschaftler aus den USA und Kanada folgten der Einladung. Gegründet, um heimischen Forschern die Rückkehr nach Österreich zu vereinfachen und ausländischen Akademikern den Schritt in die Alpenrepublik schmackhaft zu machen, will Brain Power die verlorenen Schäfchen in die forschungs- und technologiepolitische Diskussion miteinbeziehen. Das Networking soll die Bindung zu Österreich stärken, die Auslandsforscher werden einer Art erweitertem Wissenspool im Außendienst zugerechnet. Um etwa bei künftigen Berufungen mehr Weitblick anwenden zu können, indem man sich auch unter „den Leuten da draußen“ umschaute, so Bonn.

Unterdessen ist Österreich in die EU-Top-5 aufgestiegen, was den Forschungsanteil am Bruttoinlandsprodukt betrifft. Mit 2,43 Prozent wähnt man sich recht solide auf Kurs des Lissabon-Ziels, bis 2010 die geforderte Drei-Prozent-Marke zu erreichen. An der Spitze jedoch weht ein kühlerer Wind, es gebe „immer weniger Möglichkeiten, sich etwas abzuschauen“, fasst Gerhard Riemer, Bereichsleiter für Bildung, Forschung und Innovation bei der Industriellen-



Harte Dollars und exzellente Arbeitsbedingungen locken österreichische Forscher in die USA. Foto: Photos.com

vereinigung, die anstehenden Herausforderungen zusammen. Selber und damit neu machen heißt die Devise also, etwa im Bereich der Hochschulabgänger, derer es zu wenige gibt und die noch dazu gern das Land verlassen. Anlass zur Sorge gibt auch eine aktuelle OECD-Statistik, der zufolge nur die Türkei weniger Akademiker als Österreich hervorbringt.

Versperrter Rückweg

Höchst interessiert waren die Veranstalter in New York daher, die potenzielle Rückkehrwilligkeit der versammelten Forscher auszuloten. In den Gesprächen wurde eines rasch deutlich: Der Wunsch, zurückzukehren, besteht bei vielen, doch die beruflichen Möglichkeiten in Österreich, vor allem im universitären Bereich, fehlen. Die European Economic Advisory

Group machte in den letzten zehn Jahren 400.000 wissenschaftlich ausgebildete Europäer aus, die es nach Übersee zog – viele von ihnen blieben dort. Laut einer Erhebung der National Science Foundation wollen knapp 60 Prozent der österreichischen Doktoratsstudenten in den USA auch weiterhin dort arbeiten, nur etwa jeder Zehnte denkt an die Heimkehr. Denn im internationalen Vergleich schneidet Österreichs akademische Ausbildung ausgezeichnet ab. Wer sein Doktorat engagiert abschließt, kann sich mit den Besten messen. Ein erfreulicher Umstand, der dem Brain Drain jedoch weiter Vorschub leistet, zumal die Abwanderung nicht wettgemacht werden kann: Weiterhin gehen mehr Forscher als von ihnen kommen.

Fortsetzung auf Seite 2

Editorial

Arbeit als Schwerpunkt dieser Ausgabe: Seit 16 Monaten arbeiten wir an der Positionierung von economy als Wochenzeitung in Österreich. Informatives Lesevergnügen ist die inhaltliche Richtung für unsere Leserinnen und Leser. Eine österreichweite Auflage von 30.000 Stück zur Erreichung dieser bildungsinteressierten und wirtschaftsaffinen Menschen ist Strategie für die Werbewirtschaft. Von Anfang an war uns eine regelmäßige Beurteilung der Entwicklung wichtig, laufende Befragungen begründen wir als kritischen Spiegel. Zwei der meistdiskutierten Punkte waren von Anfang an die Eule als Titелеlement und das rosa Papier. Mit dieser Ausgabe verabschieden wir uns von beidem. Grund ist ein neues Layout unserer Titelseite, welches mehr Freiheit in der Gestaltung und Gewichtung der Inhalte gibt. Und mit dem weißen Papier sollen mehrfarbige Ressortführung, Illustrationen und unsere Anzeigenkunden noch besser zur Geltung kommen.
Christian Czaak



stark starten

Von der Geschäftsidee zum eigenen Unternehmen.

Ein Unternehmen zu gründen ist ein aufregender Schritt. In dieser Situation brauchen Sie vor allem klare Informationen, praktische Hilfe und Berater, die dranbleiben.

RIZ
Die Gründer-Agentur für Niederösterreich.

kostenlose Beratung: 02622 / 26 3 26 - 0 www.riz.at

Quickonomy

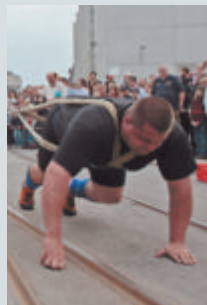
Nachrichten



Migration: Soziale Innovation 6
Josef Hochgerner fordert im economy-Interview die Politik auf, das Schlechtere der Zuwanderung zu beenden.

Wer nicht kollaboriert, kollabiert. 9
Software für Teamarbeit geht weit über das Bearbeiten von E-Mails hinaus.

Ende der Fleißgesellschaft..... 13
Die alte Arbeitsgesellschaft ist tot, und Erwerbsfähigkeit darf nicht mehr Mittelpunkt der humanen Existenz sein.



Muskelspiel für die Forschung.... 15
Um die EU-Forschungsquote bis zum Jahr 2010 zu erreichen, müssen Wirtschaft und Staat ordentlich zupacken.

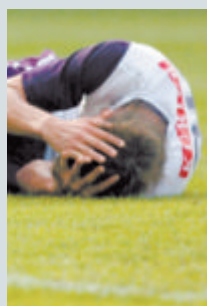
Legales Doping für den Job 29
Auch Ungeübte kehren nach einem Höhentraining voller Energie zurück.

Kommentare

Nur nicht zu klein denken..... 20
In den USA vermittelt man Forschern das Gefühl, die Zukunft der Uni zu sein.

Was – Sie arbeiten noch?..... 20
Politik, Wirtschaft und Gesellschaft müssen erkennen, dass ein Recht auf Arbeit nicht gottgegeben ist.

Lieben. Wissen. Arbeiten. 32
Muße ist der natürliche Gegenpol zur Arbeit – eine wunderbare Gelegenheit, zu entspannen und neu aufzuladen.



Mehr arbeiten, weniger verdienen 32
Die Heuschrecken sind irritiert, wenn das Stimmvolk Denkkzettel verteilt.

Quo vadis Fußball? 32
Der ÖFB ist mit Datenbanklösungen dem Erfolg auf den Fersen.

Standards

Special Innovation.....	ab 17
Zahlenspiel	12
Dossier	ab 25
Schnappschuss.....	30
Reaktionen auf <i>economy</i>	31
Frage der Woche	31
Beraterock	32

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/13
Herausgeber (gf): Christian Czaak, Chefredakteur: Thomas Jäkle (jake)
Redaktion: Christian Ellison, Lydia J. Goutas, Rainer Hammerle,
Mario Koeppel, Klaus Lackner (kl), Michael Liebinger,
Antonio Malony, Alexandra Riegler, Jakob Steuerer,
Hannes Stieger (sti), Christine Wahlmüller
Illustrationen: Kilian Kada, Carla Müller
Titelbild: Photos.com
Produktion und Artredaktion: Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl
Webredaktion: Klaus Lackner
Druck: Luigard, 1100 Wien Druckauflage: 30.000 Stück
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 50 Euro, Studentenabo: 30 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at



Rund zwei Milliarden US-Dollar pro Jahr hat allein die Harvard University (i. B. Eingang zur Bibliothek) zur Verfügung – was etwa dem österreichischen Uni-Budget entspricht. Foto: Ide/Harvard News Office

Fortsetzung von Seite 1

Gezielte Rückholaktionen, wie jene von Vizkanzler Hubert Gorbach (BZÖ), die dem bis dahin in Kanada arbeitenden Krebsforscher Josef Penninger das neu gegründete Institut für Molekulare Biologie an der Akademie der Wissenschaften an die Hand gab, haben wohl Vorbildwirkung, sind aber nur bedingt massentauglich.

Die besten Köpfe sollte auch die Initiative der Vorziehprofessuren anziehen. Drei Jahre wollte der Forschungsrat aus den Forschungsstärkungsmitteln Professuren finanzieren, bevor diese tatsächlich frei wurden. Unis sollten so die Möglichkeit bekommen, trotz sparsamer Ressourcen Spitzenforscher zu rekrutieren und Schwerpunkte zu setzen – die „Stärkung international konkurrenzfähiger Forschungs- und Lehrkompetenzen“ war in einer Ausschreibung vom Jahr 2002 zu lesen.

Ende 2002 noch bewilligte eine Jury 45 der 145 von den Unis eingereichten Anträge, wofür der Rat 21,8 Mio. Euro bereitstellte. Belohnt wurden Hochschulen, die in ihrer „Profilentwicklung“ vorangeschritten waren. So erhielt etwa die Universität für Bodenkultur überdurchschnittliche fünf Zuschläge, die Medizinische Universität in Wien acht. Und weil man sich auf dem richtigen Weg wähnte und Geld übrig war, wurden in einer zweiten Ausschreibungsrunde 10,7 Mio. Euro verteilt.

Rückholaktion ein „Flop“

Was vom Ministerium als „große Chance für bestens qualifizierte Universitätsangehörige“ angekündigt wurde, endete, so Bonn, „eigentlich in einem Flop“: Das Projekt wurde gestoppt, weil „positive Impulse nicht zu sehen waren“. Was Anziehungskraft auf Hochqualifizierte ausüben sollte, geriet zu einer Schieberei innerhalb der Unis, die die Positionen oft kurzerhand „upgegradeten Mittelbauleuten“ überlassen hätten. Aus Sicht des teils frustrierten, sich von Projekt zu Projekt hantelnden Mittelbaus ein nachvollziehbarer Schritt, im Sinne verstärkter Differenzierung einzelner Bereiche jedoch nahezu nutzlos. Deutlich besser

gelingen da andere Maßnahmen, wie etwa das „Start“-Programm des FWF, das eine Mio. Euro auf sechs Jahre verteilt direkt an die Wissenschaftler vergibt. „Es gilt als Quelle der neuen Professur“, weiß Bonn.

Gedrückt wird die Motivation der Forscher, aus dem Ausland zurückzukehren, auch von den Strukturen innerhalb der Institute. „Kleingärten mit einem Obergartenzweig, der die jungen Leute ins Ausland treibt“, beschreibt WU-Rektor und Vorsitzender der Österreichischen Rektorenkonferenz Christoph Badelt pointiert die Herrschaftsbereiche mancher Professoren. Dabei sind flachere Hierarchien weltweit als Katalysatoren motivierteren Arbeitens anerkannt. Die Bezeichnung Mittelbau, so die Kritik mancher Wissenschaftler, würde Auskunft über die Klassengesellschaft an den Unis geben, die anderswo fremd ist. Schwierig ist es daher, die vielzitierte Exzellenz umzusetzen. „Das System lässt es noch nicht zu, Menschen zu holen, die besser sind“, kritisiert Badelt. Der Abschottung gegenüber den Herausragenden steht die gern aus den USA zitierte Einstellung des aktiven Mentorings gegenüber: Junge Forscher zu fördern ist dort oberste Priorität.

Sackgasse Assistentenjob

Hinzu kommt die als schleppend wahrgenommene Geschwindigkeit, mit der sich heimische Unis dem Thema Elite nähern – nicht zuletzt aufgrund von Geldmangel. Zwar sind laut Fessel-GfK-Studie 89 Prozent der Österreicher überzeugt, dass die heimische Wissenschaft leistungsorientiert arbeitet, die Praxis an vielen Unis sieht aber anders aus: „Ich merke noch nichts von den viel Besseren“, konstatiert Forschungsstrategie Bonn. Wenngleich die Pragmatisierung für neue Bedienstete seit der Universitätsreform ein Ende hat, sei es nicht möglich, „mit neuer Autonomie alte Dienstrechte abzuschaffen“, argumentiert Badelt.

Während im Ausland Junior-, Assistenz- und Associate-Professuren existieren, die den Forscher über einen in den USA etwa als *tenure track* bezeichneten Weg in eine Kar-

rierestruktur einbinden, wartet in Österreich auf den Mittelbau lediglich die Sackgasse Assistentenjob. Dieser ist für Assistenz-Professoren aus dem Ausland nicht nur finanziell unattraktiv, es ist auch das inkompatible Karrierenetzwerk mit seinen fehlenden Aufstiegsmöglichkeiten, das den Brain Gain verhindert.

Zudem sind die Forscher gewohnt, mit anderer Ausstattung zu arbeiten. So verfüge allein die Universität Harvard mit zwei Mrd. US-Dollar (1,6 Mrd. Euro) über das gesamte österreichische Uni-Budget, erinnert Badelt. Eva Schernhammer, Harvard Assistant Professor und Vorsitzende des Vereins Austrian Scientists and Scholars in North America (Ascina), verweist auf das MIT Media Lab, das geradezu ein „Spielplatz“ sei, was Denkanstöße betrifft.

Entsprechende Ausstattung setzt auch kritische Größe voraus, und die fehlt in Österreich vielerorts. Sich wissenschaftlich breit aufzustellen hält Anton Plimon, Geschäftsführer von Arsenal Research, für naiv: „Das verdünnt die Mittel so lange, bis einzelne Bereiche unterrepräsentiert sind.“ US-Unis würden sich außerdem nicht vorderhand durch Budgets, sondern durch ihre Auswahl strategischer Forschungsfelder unterscheiden: Den Wissenschaftlern werde dabei in einem gewissen zeitlichen Rahmen ihre Freiheit gelassen, danach entscheide eine Evaluierung über die Zukunft. „Wenn wir solche De-Investments nicht vornehmen, erhalten wir kleinteilige, versteinerte Strukturen“, ist Plimon überzeugt. Wenig zielführend sei es, Forscher unbedingt aus dem Ausland zurückholen zu wollen. „Es gibt keine nationale Forschung. Man kann sich nur bemühen, ein Knoten im internationalen Forschungsnetzwerk zu werden.“ Wenngleich es Kritiker einer gewissen Resignation zuschreiben, setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass österreichische Forscher im Ausland keinen Verlust darstellen müssen, sondern Wegbereiter einer global verteilten Wissenschaftscommunity sind. Immerhin ist es die größte Chance eines kleinen Landes, welttoffen zu sein.

Forschung

Steiniger Weg zur Uni-Karriere

economy befragte Jungforscher an verschiedenen österreichischen Universitäten zu ihrer Situation.

Christine Wahlmüller

„Die Situation für junge Forscherinnen und Forscher in Österreich ist nicht schlecht, könnte aber in einzelnen Punkten verbessert werden. Schwierig ist die finanzielle Unterstützung beziehungsweise die Anstellung nach dem Doktorat. Dadurch ergibt sich auch längerfristig keine wirklich gute Perspektive an den Universitäten“, meint Marcus Rennhofer, Physiker und Dissertand am Institut für Materialphysik der Universität Wien.

Dabei hat es der 29-jährige angehende Wissenschaftler bis jetzt einigermaßen gut erwischt. An seinem Institut ist die Forschungsfinanzierung zumindest aus Drittmitteln gesichert. Trotzdem „wäre hier sicher mehr Unterstützung der Universität notwendig. Einerseits um flexible Stellen zu schaffen und andererseits um junge Forscherinnen und Forscher durch eine vernünftige Zukunftsperspektive zu halten“, so Rennhofers Appell an die Politik.

Er überlegt jedenfalls bereits, nach der Fertigstellung seiner Dissertation in die Forschung ins Ausland zu gehen. Das bringt mit Sicherheit „eine Verbesserung zukünftiger Berufschancen, sowohl in industrieller als auch in universitärer Forschung“, ist Rennhofer überzeugt.

Frust mit System

Österreichs Universitäten kommen auf diese Weise viele Jung-Wissenschaftler abhandeln. Sie verschwinden – oft frustriert vom Wissenschaftssystem – ins Ausland oder in die lukrativere Wirtschaft. Mit ein Grund ist sicherlich auch, dass das österreichische System verlangt, dass die Habilitation – übrigens eine rein österreichische Eigenart – nur dann erfolgreich abgeschlossen werden kann, wenn Auslandsaufenthalte absolviert und möglichst viele Arbeiten publiziert wurden.

Bei den Frauen wiederum bringt der Kinderwunsch zumeist den Aufstieg aus der Wissenschaftskarriere. Sich als Frau mit Kind zu habilitieren ist ein echtes Problem, weiß Adelina Gschwandtner vom Institut für Volkswirtschaftslehre am Betriebswirtschaftlichen Zentrum (BWZ) der Universität Wien, momentan in Karenz. Die promovierte Volkswirtin kämpft zurzeit um einen Arbeitsplatz und ihre Habilitation. „Das neue Universitätsgesetz sieht nur befristete Verträge vor, und die Zeit, die man für eine Habilitation hat, ist sehr kurz geworden. Man muss auch dazu ins Ausland gehen. Mit Kind ist das sehr schwer, fast unmöglich“, spart Gschwandtner nicht mit Kritik. Außerdem sei es grundsätzlich als Frau nicht einfach. „An unserem Institut wurde in über hundert Jahren nur eine einzige Frau habilitiert“, verweist die gebürtige

Rumänin auf eine weitere Problematik. Sie hat aber auch Lösungsvorschläge parat, wie man die Situation ändern könnte: „Wenn schon befristete Verträge, dann länger, auf zehn Jahre. Ein Aufenthalt im

Ausland sollte nicht verpflichtend sein“, fordert Gschwandtner. Außerdem sollte es ein Maßnahmenprogramm für den erfolgreichen Wiedereinstieg nach der Karenz oder Babypause geben. Die Verein-

barkeit von Familie und Job stellt eines der großen Probleme an Österreichs Universitäten dar.

Fortsetzung auf Seite 4



Business Solutions
Die Optimierung aller Geschäftsprozesse.

TELEKOM AUSTRIA
Business Solutions

Freiraum für Erfolg.

Sie werden manchmal die aufregenden Zeiten vermissen.

Wenn im Unternehmen alles optimal läuft, Projekte schneller zum Abschluss kommen und man sich ohne Ablenkungen auf seinen Geschäftserfolg konzentrieren kann, denken Sie dann einmal daran, wie es früher war.

Willkommen im neuen Business.

Unsere Informations- und Kommunikationslösungen sorgen auf allen Ebenen Ihres Unternehmens für optimierte Arbeitsprozesse.

Stability Solutions

Schützen Ihre IT-Infrastruktur und stellen sie langfristig flexibel gegen ungewollte Eingriffe von innen und außen ein. Das sichert Ihren Ertrag.

Productivity Solutions

Optimierte Kommunikation innerhalb des Unternehmens sowie mit Lieferanten und Partnern. Das fördert Ihre Leistungsfähigkeit.

Marketing Solutions

Modernste Kommunikationstechnologien für optimale Kundenbeziehungen. Das steigert Ihren Umsatz.

Wenn Sie mehr über unsere Lösungen wissen möchten, rufen Sie uns einfach an. Wir informieren Sie sehr gerne.

Business Hotline: 0800 100 800

Forschung

Notiz Block



Empfehlungen vom Rat

Der Rat für Forschung und Technologieentwicklung (RFT) hat kurz nach der Nationalratswahl seine Empfehlungen für ein neues Regierungsprogramm vorgelegt. In den Empfehlungen fordert der Rat, dass die von ihm ausgearbeitete „Forschungsstrategie 2010“ die Basis für die forschungs- und technologiepolitische Arbeit der kommenden Regierung wird. Die zur Erreichung einer Forschungsquote von drei Prozent (derzeit 2,43 Prozent, Anm.) zusätzlich zur Forschungsmilliarde notwendigen Budgetmittel von 550 Mio. Euro müssten „unabdingbar in den Jahren 2007 bis 2009 zur Verfügung gestellt werden“. Forschungs- und technologiepolitische Maßnahmen sollten nach Ansicht des RFT auf ihre Wirksamkeit geprüft werden. Künftig will der Rat „sämtliche Finanzierungsquellen des Bundes im Bereich der Forschungspolitik einheitlich betrachten“. Forschungsbetriebe mit öffentlichen Eigentümeranteilen, etwa die Austrian Research Centers (ARC), will der Rat „kritisch auf ihre strukturelle Effizienz und Effektivität prüfen lassen.“

Haute Couture aus dem Labor

Flachste Drucksensoren, die sich auch zu sensiblen Textilien verarbeiten lassen, wurden jetzt von einem Team österreichischer Physiker vom Institut für Experimentalphysik an der Uni Linz entwickelt. Der Aufbau eines genügend großen elektrischen Spannungsfeldes in Polymerschäumen stellte dabei den Durchbruch zum Erfolg dar. So gelang es, flächige Transistoren in Reaktion auf Druck zu schalten. Anwendungen, die sich aus diesem Projekt des Wissenschaftsfonds FWF ergeben können, sind zum Beispiel flächige Mikrofone, Drucksensoren für Hautersatz oder eben interaktive Kleidung.

Nobelpreis für Gen-Forscher

Der Nobelpreis für Physiologie und Medizin 2006 geht an die beiden US-RNA-Forscher Andrew Z. Fire (Stanford University/Kalifornien) und an Craig C. Mello (University of Massachusetts Medical School in Worcester). Das Nobelpreiskomitee begründete seine Entscheidung damit, dass die Wissenschaftler bei ihren Arbeiten entdeckt hätten, wie doppelsträngiges RNA-Erbgut über einen mittlerweile RNA-Interferenz genannten Prozess gezielt die Aktivität von Genen unterdrücken kann. Diese Erkenntnisse hätten bereits jetzt einen enormen Effekt auf die biomedizinische Forschung gehabt. Die Auszeichnung ist – wie im Vorjahr – mit zehn Mio. schwedischen Kronen (1,1 Mio. Euro) dotiert. 2005 ging der Preis an den australischen Pathologen Robert Warren und an den ebenfalls australischen Mikrobiologen Barry Marshall. Sie hatten bewiesen, dass der Magenkeim *Helicobacter pylori* an der Entstehung von Gastritis und Magen- sowie Zwölffingerdarmgeschwüren ursächlich beteiligt ist.

Fingerabdruck für Lebensmittel

Eine Isotopenuntersuchung soll nachweisen, ob Lebensmittel tatsächlich aus heimischer Produktion stammen oder nicht. Dieser „Fingerabdruck“ für Lebensmittel wurde im Austrian Research Center (ARC) Seibersdorf entwickelt. Die Analyse-methode stützt sich auf die stabilen Isotope der wichtigsten chemischen Elemente. Ihr Verhältnis zueinander ist charakteristisch für die Region, in der die Pflanzen angebaut werden. Diese Stichprobenuntersuchungen sollen die Hemmschwelle für Manipulationen hochhalten und die Herkunftssicherheit der Lebensmittel gewährleisten. Das Verfahren soll in Oberösterreich nun praxistauglich umgesetzt werden. *apa/kl*

Fortsetzung von Seite 3

Das Vereinbarkeitsproblem spürt auch Eva Ubl, Forschungsassistentin am Institut für Finanzwirtschaft der Universität Wien. „Es ist naturgemäß schwer, mit Personen ohne Familie zu konkurrieren“, so die Mutter zweier Kinder. Sie überlegt, nach dem Doktorat in die Wirtschaft zu gehen, vor allem wegen der umstrittenen Kettenvertragsregelung. Forschungsassistenten beziehungsweise Doktoranden müssen nach der Promotion zumindest ein Jahr an einem anderen Institut arbeiten. „Das ist in dieser Phase nicht sinnvoll und nicht einfach“, ärgert sich Ubl.

Die Dienstverträge sind ein echtes Problem. „Meine Assistentenstelle endet in drei Jahren. Was danach kommt, ist komplett unklar“, sorgt sich ein Informatiker der Technischen Universität (TU) Graz. „Unsicherheit, Nicht-Verlängerbarkeit von Verträgen und trotz Habilitation eine unsichere Zukunft sind nicht gerade die Bedingungen, die motivieren, eine universitäre Laufbahn einzuschlagen. Dazu kommen die großen Gehaltsdifferenzen zur Wirtschaft“, prangert Iris Fischlmayr, 32-jährige Assistentenprofessorin am Institut für Internationales Management der Uni Linz, an.

Hürden ohne Ende

Im Vergleich zu ausländischen Unis „bedauere ich unsere Situation in Österreich zutiefst. Eine gezielte Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses findet so gut wie nicht statt“, ist Fischlmayr enttäuscht. Sie fordert ein generelles Umdenken von Politik und Wirtschaft hinsichtlich Bildung und Forschung und mehr Unterstützung für die Unis. Verbesserungen könnten etwa mehr Stipendien für junge Forscher, Befreiung von Administration und Lehre für einen bedingten Zeitraum oder Programme mit Kursen für Habilitanden bringen. In fünf Jahren will Fischlmayr habilitiert an der Uni Linz tätig sein. Im Moment hat die Jungforscherin allerdings andere Perspektiven, sie erwartet im Jänner ein Baby.

Dass ungewöhnliche Karriereverläufe an Österreichs Unis nicht gerne gesehen werden, diese Erfahrung musste Elfriede Penz, Assistentenprofessorin am Institut für Internationales Marketing und Management der Wirtschaftsuniversität (WU) Wien, machen. Die Psychologin ist seit sieben Jahren an der WU. „Ich erlebe immer noch Staunen darüber, wie das denn möglich sei“, so Penz. Ihr Ziel sei es, „solide Brücken zu schlagen – an der WU selbst, zu anderen Unis und Disziplinen und der Wirtschaft.“ Besonders schwierig ist eine Karriere in überlaufenen Studienrichtungen wie Publizistik, Politologie oder Ge-



Befristete Verträge und die Vereinbarkeit von Job und Familie sind hohe Hürden auf dem Weg zur Uni-Karriere. Foto: APA/Schlager

schichte. Die Bewilligung von Forschungsprojekten sei zudem häufig ein Lotteriespiel, klagt Anton Tantner, junger Historiker und freier Dienstnehmer am Institut für Geschichte der Uni Wien. Bei Wissenschaftsfonds (FWF)-Projekten sei die Bewilligungsquote in den letzten Jahren stark zurückgegangen.

Weitaus besser hat es der Nachwuchs in den naturwissenschaftlichen Disziplinen. „Ich habe eine fixe Finanzierung und fühle mich im Moment wohl“, sagt Elisabeth Froschauer, 27-jährige promovierte Mitarbeiterin im Genetik-Department am Wiener Biocenter. Sie wolle aber aus privaten Gründen nicht ins Ausland gehen, obwohl „dies eine Hürde in meiner Karriere bedeuten würde“. Der Zukunft sieht Froschauer gelassen entgegen. „In fünf Jahren werde ich eine Familie gegründet haben“, dann ist der Wiedereinstieg angesagt oder ein Wechsel in die Wirtschaft.

Einmal mehr Kritik an der „ungewissen Situation bei den Dienstverhältnissen“ äußert Christine Duller, Assistentenprofessorin am Institut für Angewandte Statistik der Uni Linz. Sie fordert mehr Geld für Forschung und Bildung. Zudem ärgert sich Duller, die sich gerade in der schwierigen Habilitationphase befindet, „gibt es für diese Zeit wenig bis gar keine Unterstützung. Wünschens-

wert wäre etwa ein Forschungsfreisemester oder Stipendien für besondere Leistungen, wie eine Publikation in einem Top-Journal.“ Duller gibt sich kämpferisch: „Ich bin überzeugt, dass es sich lohnt, für eine bessere Universität einzutreten.“

Frauenfeindliches System

Leider sei Österreichs Wissenschaftssystem frauenfeindlich. „Insbesondere nach dem Doktorat gibt es einen Einbruch beim Frauenanteil, vermutlich hängt das mit der schlechten Vereinbarkeit von Job und Familie zusammen, hier besteht Aufholbedarf“, fordert Duller. Frauenfeindlichkeit ortet auch Monika Lanzemberger, Assistentenprofessorin am Institut für Software-Technik der TU Wien: „Die Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben läuft für Kollegen reibungsloser ab, als das bei Kolleginnen meist der Fall ist.“ Positiv bewertet Lanzemberger, dass seit Jahren an der TU an einer Verbesserung der Situation gearbeitet wird, etwa durch Einrichtung einer Koordinationsstelle für Frauenförderung und Gender Studies.

Dass es auch Bilderbuchkarrieren unter Jungforschern gibt, beweist Josef Teichmann. Der habilitierte Mathematiker der TU Wien bekam heuer einen der fünf „Start“-Preise, dotiert mit 1,2 Mio. Euro auf sechs Jahre.

Special Wissenschaft

Peter Plener: „Bei ‚Kakanien revisited‘ handelt es sich, wie der Musil entlehnte Name schon andeutet, um eine Plattform für interdisziplinäre kultur- und geisteswissenschaftliche Forschung und Wissenschaftler aus Mittel- und Ost- beziehungsweise Zentraleuropa“, erklärt der Gründer und Promotor.

Online: Kakanien reloaded

Manfred Lechner

economy: Welchen Zielen dient www.kakanien.ac.at?

Peter Plener: Die Plattform ruht auf zwei Säulen, deren eine mit „Präsentation“, deren andere mit „Publikation“ charakterisiert werden kann. Präsentiert werden können sowohl Institutionen als auch Projekte sowie Termine. Es besteht die Möglichkeit, jede Selbstdarstellung mit einer Kontaktadresse und einer URL auszustatten, was das Finden von Kooperationspartnern sehr vereinfacht.

Nach welchen Kriterien kann publiziert werden?

Diese sind genauso wie in gedruckten Fachzeitschriften. Das bedeutet, jede Veröffentlichung wird, bevor sie online gehen kann, einer Peer Review unterzogen. Die Sparte Publikation vereint in sich drei Kategorien, nämlich Beiträge, Rezensionen und Materialien. Beiträge und Materialien werden durch Abstracts in mindestens zwei Sprachen dargestellt, deren eine stets Deutsch ist. Wichtig ist, dass alle Publikationen mit einer fixen Internet-Adresse abgespeichert werden, was wiederum jederzeitiges Auffinden und dauerhafte Verlinkung, also auch die Zitierbarkeit und ständige Verfügbarkeit der Originaltexte, möglich macht.

Wie viele Arbeiten wurden bisher veröffentlicht?

Bisher wurden mehrere hundert Arbeiten veröffentlicht, die



In zentral- und mitteleuropäischen Stadtzentren wie beispielsweise Laibach besteht aufgrund der Ähnlichkeit ihrer Strukturen die Möglichkeit für ein transnationales Zuhause sein. Foto: Bilderbox.com

hauptsächlich den Zeitraum des 19. und 20. Jahrhunderts betreffen. In Spitzenzeiten verzeichnen wir bis zu 3000 Zugriffe pro Tag. Was Online-Publizieren betrifft, haben die Kultur- und Geisteswissenschaften einen Aufholbedarf. In den Naturwissenschaften erscheinen rund 90 Prozent aller Arbeiten online, in den Kultur- und Geisteswissenschaften ist das Verhältnis annähernd umgekehrt. Es können auch Arbeiten zugänglich gemacht werden, die aus Kostengründen weder übersetzt noch gedruckt worden wären.

Wie entstand das von Ihnen initiierte Kakanien-Projekt?

Ende der 90er Jahre kehrte ich nach einem mehrjährigen

Aufenthalt als Lektor in Ungarn nach Österreich zurück und setzte mir das Ziel, eine Plattform für Geistes- und Kulturwissenschaftler zu schaffen. Meine Tätigkeit leiste ich ehrenamtlich, in meinem Hauptberuf arbeite ich im Parlament als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Wien. Alle anderen zu erbringenden Leistungen wie Redaktion oder Programmierung werden natürlich honoriert.

Welcher geografische Raum wird abgedeckt?

Wiewohl wir uns Kakanien nennen, sind die Grenzen weiter gesteckt als die der Monarchie. Wir richten uns an Wis-

senschaftler des ehemaligen Zentralraums, aber auch an jene im Baltikum und auf dem Westbalkan.

In welcher Höhe bewegt sich das Budget?

In den bald sechs Jahren seit der Gründung standen uns 300.000 Euro zur Verfügung. Davon finanzierten wir sowohl redaktionelle Arbeit, Programmierung, Webdesign, Übersetzungen sowie Kongresse.

Stichwort „Web 2.0“: Planen Sie, die Plattform zu adaptieren, und erwarten Sie sich davon mehr Traffic?

Auch seitens des Ministeriums wurde dies bereits angeregt, und wir sind dabei, im nächs-

ten halben Jahr einen Entwurf zu entwickeln. Was den Traffic betrifft, verzeichnen wir schon über einen längeren Zeitraum steigende Zugriffe hinsichtlich des Downloads von Dokumenten. Seit wir aber in Kooperation mit dem Wissenschaftsministerium Weblogs eingerichtet haben, beobachten wir eine Verdoppelung der Zugriffe.

Denken Sie an eine Ausweitung der Services?

Ziel ist es, die Site deutlich barrierefreier zu machen, damit möglichst viele User Nutzen daraus ziehen können. Angedacht wird auch die Möglichkeit, einen englischsprachigen Mirror zu erstellen, um dadurch mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Vorstellbar ist auch, sich als nichtkommerzieller IT-Dienstleister für den geistes- und kulturwissenschaftlichen Bereich zu positionieren.

www.kakanien.ac.at

Steckbrief



Peter Plener ist Gründer und Promotor von Kakanien.ac.at. Foto: Plener

Betrachtung postkolonialer Blickweisen

Kultur- und Geisteswissenschaftler untersuchen das Entstehen von Vorurteilen und Landkarten in den Köpfen.

Der Wegfall des Eisernen Vorhangs als Folge der im Jahr 1989 implodierenden Sowjetunion verursachte in Westeuropa eine kurze, aber heftige Euphorie. Nach deren Verebben kam die durch den Ost-West-Konflikt vorübergehend zugedockte historische „Normalität“ wieder zum Vorschein. Bestandteile dieser sogenannten Normalität sind die im 19. Jahrhundert entstandenen nationalstaatlichen Stereotypen und Vorurteile.

„Da natürlich auch Wissenschaftler Teil der Gesellschaft sind, waren und sind auch sie nicht frei von dem, was in den Kultur- und Geisteswissenschaften als postkolonialer Blick bezeichnet wird“,

erklärt Heidemarie Uhl, Historikerin in der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte (KKT) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Uhls wissenschaftliche Schwerpunkte liegen in unterschiedlichen Gebieten wie der Gedächtnisforschung, dem Umgang mit NS-Vergangenheit, der Theorie der Kulturwissenschaften und dem Feld „Kultur und Identität in Zentraleuropa um 1900“.

Kommunikationsraum

Um den postkolonialen Blick untersuchen zu können, setzt Uhl in ihrer Arbeit auf das Paradigma Zentraleuropa und den vom Historiker Moritz Csáky,



Grenzenlos über nationale Grenzen forschen. Foto: Bilderbox.com

Obmann der KKT und Professor an der Grazer Universität, geprägten Begriff eines ost-west-übergreifenden gemeinsamen Kommunikationsraums. Die Erforschung der Differenzen, die in diesem Raum bestehen,

ermöglicht Analysen über das Entstehen von Nationalstaaten und deren Identitäten. Als Beispiel erwähnt sie die Identitätspolitik der nach 1989 entstandenen Nationen. „In Slowenien wurde eine Briefmarkenserie mit typischen nationalen Attributen aufgelegt. Ein Motiv war der Guglhupf, der auch in Österreich und Tschechien als ‚nationales Symbol‘ gilt.“ Anhand dieses Beispiels lässt sich zeigen, wie transnationale Bestandteile für nationale Konstruktionen verwendet werden. „Festzustellen ist“, so Uhl, „dass es ‚die Geschichte‘ nicht gibt. Was existiert, sind Darstellungen von Geschichte. Daher ist derzeit der innovative, substan-

zielle Zugang jener, der das Wie untersucht: wie die Geschichte des gemeinsamen Raums aus jeweils unterschiedlichen Blickwinkeln erzählt wird.“ malech

Grundlagen der Wissenschaft

(Teil 13 der Serie)

Erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Zukunftsmuseum: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*. Redaktion: Ernst Brandstetter Der 14. Teil erscheint am 20. Oktober 2006.

Forschung

Josef Hochgerner: „Das Schlechtreden jeder Zuwanderung mit dem Argument der Arbeitsplatzbedrohung in Österreich muss in der Politik und in der öffentlichen Meinung zum Abschluss gebracht werden.“ Der Gründer des Zentrums für Soziale Innovation fordert, dass soziale Innovationen gefördert werden müssen.

Die Qualität der Migranten fördern

Christian Ellison

economy: Was muss passieren, um soziale Innovation in allen Bereichen zu ermöglichen?

Josef Hochgerner: In Österreich ist das Thema Innovation mehr als nur Gegenstand von Sonntagsreden. Es gibt durchaus bedeutende Mittel der öffentlichen Hand und der privaten Wirtschaft, die gezielt zur Förderung von Innovationen eingesetzt werden. Im Vordergrund stehen dabei naturwissenschaftlich-technische und industri-

le Entwicklungen, vor allem in den Informations- und Kommunikationstechnologien, Gen- und Biotechnologien, neuerdings auch in der Sicherheitsforschung, da in diesen und anderen Sektoren wirtschaftlich relevante Effekte erwartet werden. Aber eine zu starke Konzentration darauf birgt die Gefahr in sich, dass nachteilige Effekte unterschätzt werden: Arbeitslosigkeit und mögliche Umweltschäden sind vor allem deshalb nicht zu missachten, weil sich daraus extrem hohe Folgekosten ergeben können, sodass die

Kosten-Nutzen-Bilanz mittel- bis längerfristig negativ werden kann. Darüber hinaus sind grundsätzliche technologische Umstellungen – von der Kohlenstoff- zur Wasserstoffwirtschaft – und etwa das Erreichen der Kyoto-Ziele deshalb sehr schwer in Gang zu bringen oder zu erreichen, weil Technologien und ihre wirtschaftliche Nutzung seit Langem fixiert erscheinen. Investitionen in längerfristig ertragreiche Innovationen werden gegenüber Investitionen in kurzfristig ertragreiche technische Entwicklungen allzu lange blockiert. Soziale Innovationen, vor allem solche, die eine Änderung der Wirtschaft zugunsten nachhaltiger Technologien bewirken sollen, müssen daher verstärkt ökonomisch begründet werden.

Ist der europäische Arbeitsmarkt reich oder arm an sozialen Innovationen?

Es gibt zahlreiche kleine, grundsätzlich systemimmanente Innovationen. Dazu zählen Arbeitszeitmodelle, Aushandlungsstrategien – von Sozialpartnern massenhaft Kollektivverträge –, die neuen „Flexicurity-Vorschläge“ ebenso wie Maßnahmen, von Arbeitslosigkeit bedrohte Menschen in Arbeit zu halten, umzuschulen oder neue Auffanggesellschaften zu gründen. Gerade stark sozialpartnerschaftlich

beeinflusste Arbeitsmärkte sind reich an solchen Versuchen – freilich mit durchaus unterschiedlichen Ergebnissen. Allerdings zeigt sich immer mehr ein grundsätzlicher gesellschaftlicher Innovationsbedarf, der die traditionellen Bewertungen und Strukturen dessen, was wir „Arbeitsmarkt“ nennen, infrage stellt. Viel zu sehr entsprechen unsere Vorstellungen dazu noch einer Logik der Industriegesellschaft aus dem 19. und 20. Jahrhundert.

Wie ist die Situation in Österreich?

Dem allgemeinen Globalisierungstrend entsprechend ist der Arbeitsmarkt in Österreich im Grund von denselben Veränderungen betroffen wie in anderen Wohlstandsökonomien: wachsender Druck auf Gehälter und damit Einkommen sowie Kaufkraft der großen Massen, Entzug von ungeheuren Kapitalsummen aus den produktiven Sektoren der Realwirtschaft, übertriebene Rendite-Erwartungen seitens des Finanzkapitals und eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten der staatlichen Wirtschafts- und Finanzpolitik. Hinzu kommen Einschränkungen auf dem Arbeitsmarkt, weshalb sich – mit Blick auf die Migranten in Österreich – deren Situation jedenfalls zunehmend verschlechtert. Auch die Abschottung Österreichs gegen-

Steckbrief



Josef Hochgerner, Gründer und wissenschaftlicher Leiter des Zentrums für Soziale Innovation (ZSI) in Wien (www.zsi.at). Nach Ausbildung in Flugtechnik Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Universitäten Wien und Freiburg/D), Habilitation in Soziologie 1986 (Uni Wien). Berufstätigkeit in Forschung und Beratung, Gastprofessuren an in- und ausländischen Universitäten. Foto: JH

über osteuropäischen Arbeitskräften wird sich über die Zeit der siebenjährigen Übergangsfrist hinaus als nachteilig erweisen: Soweit aus Österreichs Nachbarländern Arbeitskräfte überhaupt abwandern wollen, so gehen die gut qualifizierten früher weg und dorthin, wo sie aufgenommen werden, zum Beispiel nach Schweden oder Großbritannien.

Welche Erkenntnisse kann man also aus der Situation in Österreich gewinnen?

Österreich muss anerkennen, dass es faktisch und auch vom künftigen Bedarf her ein Einwanderungsland ist. Der künftige Weg wird dahin führen, dass die mitgebrachten Qualifikationen der Migranten und Migrantinnen als Chance und Quelle von allgemeinem Wohlstand genutzt werden können. Das Schlechtreden jedweder Zuwanderung mit dem Argument der Arbeitsplatzbedrohung in Österreich muss in der Politik und in der öffentlichen Meinung zum Abschluss gebracht werden. Das kann freilich nur gelingen, wenn die schon angesprochene neue Umverteilungspolitik Handlungsmöglichkeiten zur Beschäftigung und sozialen Absicherung schafft. Aus Gründen der Demografie, aber auch um ganz profan die beträchtlichen Chancen Österreichs in internationalen Märkten nutzen zu können, müssen Zuwanderer in Arbeit, Bildung und Wirtschaft mehr Chancen als bisher bekommen.

GZ BMVIT-603.100/0037-III/15/2006

bm v it

Bundesministerium
für Verkehr,
Innovation und Technologie

FIT-IT

1. Ausschreibung Visual Computing 1. Ausschreibung Trust in IT Systems

Das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie startet zwei neue Programmlinien und eröffnet je eine Ausschreibung für

„Visual Computing“ mit einem Volumen von ca. 3 Mio. Euro und „Trust in IT-Systems“ mit einem Volumen von ca. 2 Mio. Euro

im Technologieförderprogramm FIT-IT.

Ziel von FIT-IT ist die Entwicklung radikal neuer Informationstechnologie bis zum funktionsnachweisenden Prototyp am Standort Österreich zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der österreichischen Forschung und Wirtschaft.

Inhalt der Ausschreibung sind visionäre kooperative Forschungsprojekte mit dem Ziel signifikanter Technologiesprünge und Begleitmaßnahmen.

Einreichfristen:

Visual Computing: 13. November 2006, 12 Uhr
Trust in IT Systems: 20. November 2006, 12 Uhr

einlangend bei der Österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft (FFG), DI Georg Niklfeld, Sensengasse 1, A-1090 Wien

FFG

Die Beratung der Förderwerber erfolgt durch DI Georg Niklfeld, Tel. +43 (0) 577 55 – 50 20 und DI Jan-Martin Freese, Tel. +43 (0) 577 55 – 50 21 info@fit-it.at

Informationen zur Ausschreibung, Details zu Informationsveranstaltungen, zum Programm FIT-IT und Unterlagen zur Einreichung finden Sie unter:

www.fit-it.at

Im Fördertopf

Das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Bmvit) beteiligt sich, initiiert durch Era-Net Transport, an der ersten transnational zwischen Deutschland und Österreich koordinierten Ausschreibung zum Thema „Intelligente Logistik“. Diese Ausschreibung findet zeitlich und thematisch koordiniert mit der Ausschreibung „Intelligente Logistik im Güter- und Wirtschaftsverkehr“ des Programms „Mobilität und Verkehr“ der Innovationsoffensive des deutschen Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie statt. Im Mittelpunkt der Ausschreibung steht die interdisziplinäre und branchenübergreifende Zusammenarbeit deutscher und österreichischer Akteure aus der industriellen, universitären und außeruniversitären Forschung, die gemeinsam Forschungs- und Entwicklungsprojekte durchführen möchten. Gefördert werden Projekte betreffend Technologie- und Komponentenentwicklung für Organisationsformen und Betriebskonzepte im Güter- und Wirtschaftsverkehr, mit deren Hilfe Verkehrsverbesserungen erzielt werden können. Ein Konsortium muss dabei aus zumindest drei unabhängigen Partnern aus zwei Ländern bestehen. Nähere Details zur Ausschreibung sind online unter www.bmvit.gv.at/innovation/verkehrstechnologie/intelligentelogistik.html zu finden. kl



FIT-IT [



Technologie

Digital in die Vergangenheit

So richtig gewünscht hat sie sich keiner: die Umstellung des terrestrischen Fernsehens auf Digitaltechnologie.

Hannes Stieger

Auf den ersten Blick klingen die Vorteile des digitalen Fernsehens überzeugend: mehr Sender, besserer Empfang, bessere Bildqualität. Doch die Umstellung auf Digital Video Broadcasting, kurz DVB-T genannt, kommt reichlich spät: Als „eine Technologie der alten Welt“ bezeichnet es etwa Guillaume de Posch, Vorstand von Pro-Sieben-Sat-1. Erfunden wurde das Digital-Fernsehen bereits Mitte der 90er Jahre – vom DVB-Projekt, einem Zusammenschluss europäischer und internationaler Gerätehersteller, Rundfunkanstalten, Regulierungsbehörden und Telekommunikationsunternehmen.

Aufgrund einer EU-Bestimmung wird auch in Österreich eine Umstellung erfolgen. Am 26. Oktober 2006 wird das terrestrische, also erdgebundene Fernsehen, auch hierzulande kollektiv umgestellt. Rund 300.000 österreichische Haushalte werden dies besonders zu spüren bekommen, weil ihr Fernseher zu veraltet ist, um ohne Zusatzgeräte weiter TV empfangen zu können. In Deutschland begann die Umstellung auf digitales terrestrisches Fernsehen bereits im Vorjahr in den Ballungsräumen, derzeit können dort rund 50 Mio. Menschen Digital-TV empfangen. DVB-T wird bei den Deutschen als „das Überall-Fernsehen“ vermarktet. Mit entsprechender Technik können die TV-Signale nämlich nicht nur mit Fernsehgeräten, sondern auch auf Laptops oder Handys empfangen werden. Gegenüber dem herkömmlichen analogen Pal-System bietet das Digitalfernsehen tatsächlich mehrere Vorteile, allerdings auch diverse Nachteile.

Gleiche Frequenzbänder

Die für das Digitalfernsehen genutzten Frequenzen entsprechen jenen des Analogfernsehens – doch die zugewiesenen Kanäle lassen sich besser ausnutzen. Dadurch, dass durch ein kompliziertes Modulationsverfahren, genannt COFDM, die Bandbreite in mehrere tausend Einzelträger aufgeteilt wird, können pro Kanal mehrere TV-Programme übertragen werden. Im Gegensatz zum Analogfernsehen werden bei DVB-T die Informationen als Bits gesendet – bis zu 20 Mio. davon in der Sekunde. Jedes einzelne Programm erhält eine Bandbreite von drei bis 3,5 Megabit pro Sekunde. Damit befindet sich das System allerdings schon am Limit: Bei temporeichen Sport- oder Action-Szenen kann es vorkommen, dass die Digitaltechnik nicht genug Informationen durch den Kanal pumpen kann. Das Ergebnis sind sogenannte digitale Artefakte, ruckelnde Blöcke im Bild. Durch einen Kunstgriff, nämlich eine dynamische Anpassung der

Bandbreite, lässt sich dies zwar umgehen, doch derzeit können dies nur ganz wenige Sender nutzen. Auf ein herkömmliches Frequenzband passen nunmehr nicht nur einer, sondern bis zu vier Ka-

näle. Dadurch, dass die Sender per GPS auf hundert Nanosekunden genau getaktet werden können, entfällt auch die Notwendigkeit, jeder Sendestation eine eigene Frequenz zuzuweisen: Die Frequenz

bleibt einfach von Vorarlberg bis zum Burgenland gleich, was auch den mobilen Empfang erleichtert.

Fortsetzung auf Seite 8

Warum sich mit Themen beschäftigen, die zuviel Ihrer wertvollen Zeit kosten? Wenden Sie sich gleich an den Spezialisten: Kapsch BusinessCom ist Marktführer im Bereich IT- und Kommunikationslösungen für Unternehmen jeder Größe und kennt daher sämtliche Anforderungen dieses Umfeldes. Von der Netzwerkarchitektur über moderne Sprach- und Datenlösungen bis zu umfassenden Sicherheitssystemen. Wenn Sie mehr über Kapsch wissen wollen, besuchen Sie uns unter www.kapsch.net.

kapsch >>>
always one step ahead

Überlassen Sie uns ruhig Ihre IT.
Denken Sie lieber an was Schönes.

>>> Kapsch BusinessCom



Technologie

Notiz Block



Intel kooperiert mit Nokia

Intel will seine Centrino-Plattform für Notebooks mit einem schnellen Breitband-Zugang zum Internet ausstatten und kooperiert hierfür mit dem finnischen Handy-Hersteller Nokia. In die neue Chip-Plattform Centrino Duo mobile wird das Unternehmen Nokias 3-G-Mobilfunktechnik integrieren, wurde in San Francisco auf dem Intel Developer Forum angekündigt. Ein gemeinsam entwickelter Chip soll künftig auf einer für die zweite Jahreshälfte 2007 angekündigten Chip-Plattform auch unterwegs den schnellen Austausch großer Datenmengen ermöglichen. Die „Santa-Rosa“-Plattform soll über einen gemeinsam mit Nokia entwickelten Chip den schnellen Mobilfunkstandard HSDPA (High Speed Downlink Packet Access, bis 14,4 Megabit pro Sekunde) unterstützen. Während der Umsatz mit Desktop-PCs weiter sinkt und der Markt in den führenden Industrienationen derzeit weitgehend als gesättigt gilt, wächst der Notebook-Markt laut Marktforscher Gartner weiter. Gegenüber 34 Prozent Anteil am Gesamt-PC-Markt in diesem Jahr werden Notebooks bis 2010 bereits 46 Prozent ausmachen.

Handy-Wertkarte für Auslands-Calls

Die niederländische Calling Card Company ist in Österreich mit einem Handy-Wertkartenangebot für Auslandstelefonie speziell für Migranten gestartet. Das Angebot „C-Club Mobile“ soll jene Personen ansprechen, die bisher auf Telefon-Shops oder Calling Cards angewiesen waren. Kooperationspartner ist Tele 2 UTA, diese wiederum nutzt das Mobilfunknetz von One. Die Vorwahl ist – wie bei Tele 2 UTA – 0688. Das „C-Cube Mobile“-Startpaket kostet 14,90 Euro inklusive fünf Euro Startguthaben und ist in Handy-Shops sowie ab Okto-

ber österreichweit in Trafiken und Tankstellen erhältlich, teilte das Unternehmen mit. Die Verbindungsentgelte beginnen bei zehn Cent je Minute, Mindestumsatz gibt es keinen. Die Sim-Karte von „C-Cube Mobile“ kann mit jedem entsperrten Handy genutzt werden.

Sony senkt Preis für Playstation 3

Vor dem Hintergrund eines heftigen Wettbewerbs im Geschäft mit Videospielekonsolen hat Sony den Einführungspreis für seine Playstation 3 um 20 Prozent gesenkt. Statt der bisher genannten 59.800 Yen (rund 400 Euro) soll das Gerät nun für 47.600 Yen (318 Euro) in den Handel kommen. Damit liegt die Playstation 3 in der gleichen Preisklasse wie die Ende 2005 eingeführte Xbox 360 von Microsoft. Der japanische Hersteller Nintendo wiederum will seine Spielkonsole „Wii“ im Oktober auf den Markt bringen. In Japan und den USA soll es die Playstation 3 bereits ab elften beziehungsweise ab 17. November 2006 geben. Der Europastart wurde auf März 2007 verschoben.

Mehr Zahlungen via Handy

Mobilkom Austria und One wollen dem bisher weit unter den Erwartungen gebliebenen mobilen Handel (M-Commerce) einen kräftigen Schub verleihen. Paybox Austria, Anbieter von bargeldlosem Bezahlen übers Handy, will die Zahl der Kunden von derzeit 200.000 bis 2007 auf 500.000 steigern und ein Transaktionsvolumen von 35 Mio. Euro erreichen. Das wäre laut Paybox-Vorstand Jochen Punzet gegenüber 2005 eine Verdreifachung. Paybox wurde 2001 von der Mobilkom aufgebaut, seit Ende 2005 ist One mit 16,7 Prozent beteiligt. Paybox hat abermals angekündigt, sein Partnernetz auszubauen, um sich „als stärkstes und sicherstes Zahlungsmittel für Online-Shopping und mobiles Einkaufen in Österreich“ zu etablieren. *sti*

Fortsetzung von Seite 7

Durch eine höhere Empfindlichkeit der Empfänger und eine leistungsfähige Fehlerkorrektur kann bei gleicher Reichweite mit entsprechend weniger Leistung gesendet werden: Der Gewinn wird mit dem Faktor drei bemessen. Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass sich Reflexionen des Funksignals nicht mehr störend beim Empfang bemerkbar machen. Geisterbilder gehören der Vergangenheit an, der Digitalreceiver kann die mehrfach gespiegelten Signale sogar im Zuge seiner Fehlerkorrektur dazu verwenden, das Bild zu verbessern.

TV auch auf dem Handy

Die durchgehend gleichgeschalteten Frequenzen und die Fehlerkorrektur tragen dazu bei, dass DVB-T auch mobil genutzt werden kann: auf Notebooks, tragbaren Taschencomputern (Handhelds) und Handys. Bei Letzteren kommt das kompakte DVB-H (H steht für Handhelds) zum Einsatz. Die durchgehende Digitaltechnik erlaubt kompaktere Elektronik und eine direkte Weiterverarbeitung der Signale: So kann auf dem Laptop der Content in voller Qualität aufgezeichnet werden. Der Digitalempfang funktioniert auch im Auto oder im Zug bei hohen Geschwindigkeiten einwandfrei. Das Bild verschiebt sich nicht, unterschiedliche Signalstärken wirken sich nicht auf die Bildqualität aus.

Apropos Bildqualität: Digital heißt hier nicht unbedingt besser. Deutsche TV-Seher etwa bemängeln des Öfteren die Bild-

qualität. Zwar gibt es kein analoges Übertragungsrauschen mehr, aber die vergleichsweise geringen Bit-Raten von rund drei Megabit pro Sekunde können bei schnellen Szenen zu unschönen Bildstörungen führen.

Neben der höheren Anzahl an Kanälen hat DVB-T aber noch mehr zu bieten: So kann beispielsweise ein erweiterter Videotext angeboten werden – Der gute alte Teletext wird um Grafiken, Fotos und zusätzliche Funktionen bereichert. Elektronische Programmzeitschriften, Fotos und Hintergrundinformationen lassen sich nun digital mitübertragen. Eigene Mini-Portale sollen dem Zuschauer Zugriff auf diversen Content bieten und letztendlich auch Plattformen für zeitgemäßere Werbeformen bieten.

Die höhere Bandbreite erlaubt auch echtzeitnahe Applikationen wie zum Beispiel die genaue Anzeige der Uhrzeit. Geräte der letzten Ausbaustufe, die sogenannten MHP-Multitext unterstützen, können via Internet einen Rückkanal öffnen und dadurch interaktive Spiele oder eine kombinierte Form des Online- und Teleshoppings nutzen. Damit sind die technischen Fähigkeiten des mittlerweile rund zehn Jahre alten Standards jedoch auch schon ausgereizt.

Abhilfe verspricht der HDTV-kompatible Standard DVB-T2, wo sich die Standardisierungsgegner aber noch um die genauen Spezifikationen streiten. Neben einer höheren Auflösung sollen bessere Video-Komprimierungen und eine stärkere Verflechtung mit dem Internet geboten werden.

In Österreich gibt es rund 3,3 Mio. TV-Haushalte. Die meisten empfangen ihre TV-Programme via Satellit (51 Prozent), rund die Hälfte davon noch mit analogen Receivern. Die nächsten in der Reihung sind Haushalte mit Kabel-Anschluss (zirka 38 Prozent) und Hausantenne (rund elf Prozent).

Die Umstellung auf DVB-T hat nur für Antennen- oder Sat-Haushalte mit zusätzlicher Antenne Konsequenzen – sie empfangen die terrestrischen Signale rein analog und müssen künftig eine digitale Set-Top-Box zwischenschalten, um ORF 1, ORF 2 und ATV weiterhin zu empfangen. Die Dachantenne kann dabei in den meisten Fällen beibehalten werden. Probleme könnten TV-Antennen bereiten, die direkt am Fernsehgerät montiert sind, der Empfang kann nämlich im Inneren eines Hauses oder einer Wohnung zu schwach sein.

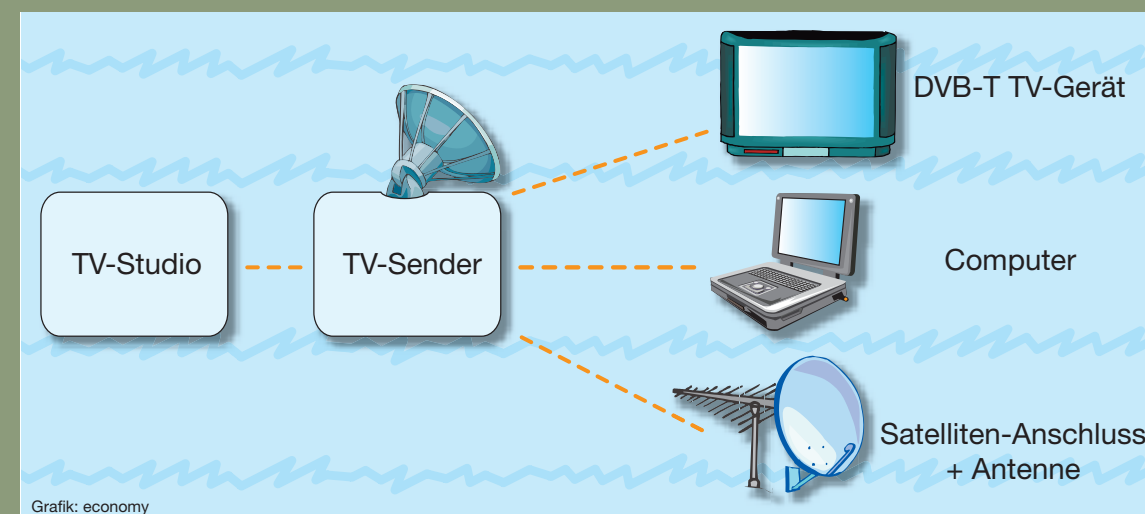
Ballungszentren zuerst

ORF und ATV werden ab Beginn der Umstellung parallel digital und analog zu empfangen sein. Den Anfang machen die Ballungszentren, in den folgenden Monaten wird der Empfangsbereich nach dem deutschen Modell sukzessive ausgeweitet werden. Im Frühjahr 2007 soll jedoch Schluss mit dem Parallelbetrieb sein: Die ORF, für die Sendetechnik des ORF verantwortlich, wird dann im Westen des Landes mit der Einstellung der analogen terrestrischen Ausstrahlung beginnen.

www.ors.at
www.ueberall-tv.de

Wie funktioniert ...

... eine DVB-T-Übertragung



Grafik: economy

Auf einer einzigen Sendefrequenz können mehrere TV-Programme gleichzeitig übertragen werden. Möglich wird dies durch Digital-Funk, die Informationen in Bits und nicht in analogen Wellen ausgestrahlt. Die digitalen Informationen müssen beim Empfänger entschlüsselt werden – daher sind neue, spezielle Digital-Receiver notwendig. Am einfachsten funktioniert dies beim Laptop oder einem herkömmlichen PC via speziellem USB-Stick, da die Decodierung über den leistungsfähigen Computer-Prozessor

erfolgen kann. Eine weitere Variante ist der Einsatz eines digitalen Sat-Empfängers, der vom Anwender weiterhin beibehalten werden kann. Last but not least ist Fernsehen mittels TV-Gerät mit eingebautem Digital-Tuner möglich. Viele Flatscreens bieten diese Funktion bereits an, für ältere Geräte oder analoge Sat-Anlagen mit Zusatzantenne muss ein eigener Receiver vorgeschaltet werden. Für Kabel-TV-Kunden ändert sich nichts: Der Kabelbetreiber empfängt die Digitalsignale und speist sie wie gehabt in das Netz ein. *sti*

Technologie

Wer nicht kollaboriert, kollabiert

Es gibt kaum Mitarbeiter in Unternehmen, die nicht in und aus der Firma heraus mittels E-Mails kommunizieren. Dass die vorhandene Software mehr als nur E-Mails senden und empfangen kann, wissen oder besser nutzen die wenigsten. Es fehlt noch immer die Einfachheit, die solchen Produkten oft fälschlicherweise zugeschrieben wird.

Klaus Lackner

Für die meisten Menschen und Unternehmen sind E-Mails heute ein wesentliches Kommunikationsinstrument. Die Welt hat sich durch die Art und Weise, wie Menschen mittels E-Mails Informationen austauschen, in den letzten Jahren rasant geändert. Heute bestimmen sie oft die Arbeitsmenge und -geschwindigkeit. Im privaten Bereich helfen sie auf einfache und vor allem billige Art und Weise, mit Freunden zu kommunizieren.

Doch nicht nur E-Mails werden heute auf PC verwaltet. Termine werden nicht mehr per Telefon, sondern über elektronische Kalender vereinbart, Telefonanrufe mittels des elektronischen Telefonbuches getätigt oder ganze Projekte über das gleiche Werkzeug gesteuert. Für den Information Worker steht meist ein Werkzeug im Mittelpunkt. Dieses heißt zumeist Microsoft Outlook, Lotus

Notes oder Novell Groupwise. So arbeiten weltweit jeweils rund 125 Mio. Anwender mit Outlook und Notes und 34 Mio. mit Groupwise. Daneben gibt es eine Unzahl von Nischenanbietern. Doch wie viele nutzen die Funktionalität der Werkzeuge auch wirklich aus? Zahlen findet man bis heute keine. Allen voran ist E-Mail wohl die meist verwendete Funktion. Doch darüber hinaus pflegen Anwender eher selten ihre Kalender, Adressbücher und Aufgabenlisten und synchronisieren diese mit PDA, Smartphone oder Handy.

Ein Grund dafür besteht wohl darin, dass sich zwar innerhalb dieser Systeme wunderbar Termine koordinieren, die Kalender der Kollegen einsehen und bearbeiten oder Kontaktdaten austauschen lassen, aber ein sinnvoller Informationsaustausch über Unternehmensgrenzen hinweg oft nicht möglich, zumindest aber schwierig ist. Diese Situation ist eigentlich

schon lange nicht mehr zeitgemäß. Denn in viele typische Unternehmensprojekte sind neben internen Mitarbeitern auch externe Partner involviert, mit denen etwa Termine für Meetings koordiniert werden müssen. Typischerweise kann das innerhalb eines Unternehmens einfach über die Kalenderfunktionalität der Groupware geschehen. Dagegen muss jeder einzelne externe Partner mühsam angerufen werden. So bleibt Groupware in diesen Fällen noch weit hinter dem Potenzial zurück – und das nur, weil die unterschiedlichen Systeme nicht interoperabel sind.

Mehr Offenheit gefragt

Diese Zeit der geschlossenen Systeme scheint aber langsam zu Ende zu gehen, wie in anderen Bereichen der Unternehmens-IT auch. Ein Grund dafür ist der zunehmende Wettbewerb im Groupware-Markt. Wie die Studie des Marktforschers Berlecon Research namens „Al-



Ohne richtige Kommunikation kein Teamwork. Das gilt für den Fußball wie für Unternehmen. Foto: APA/Günter R. Artinger

ternativen zu Exchange“ zeigt, versuchen eine Fülle von Anbietern, etablierten Lösungen Marktanteile abzugewinnen. Unter den Wettbewerbern sind auch zahlreiche Open-Source-Projekte oder darauf basierende kommerzielle Produkte, die sich tendenziell stärker an offenen Standards orientieren als Anbieter proprietärer Lösungen.

Hersteller wie IBM, Microsoft und Oracle spekulieren noch darauf, dass sich ihre Lösungen als De-facto-Standard durchsetzen werden. Was sich zum Teil bereits vollzogen hat. Dennoch wird sich kein Hersteller einer Standardisierung entziehen können, um fortzubestehen.

Fortsetzung auf Seite 10

DIGITALES ÖSTERREICH

Teil I: RIS und E-Recht

Moderne Informations- und Kommunikationstechnologien für Rechtsinformationen im Bereich der öffentlichen Verwaltung.



RIS **E-RECHT**

RIS

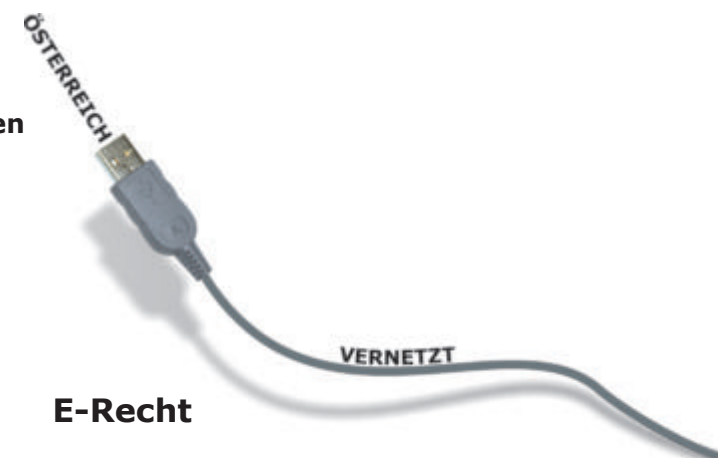
Das Rechtsinformationssystem des Bundes (RIS) ist eine vom Bundeskanzleramt betriebene elektronische Datenbank, die den Bürgerinnen und Bürgern seit 1997 unter www.ris.bka.gv.at kostenfrei im Internet zur Verfügung steht. Diese Datenbank bietet den Anwendern die Möglichkeit, online in das nationale Recht, das europäische Gemeinschaftsrecht und in die Judikatur der Höchstgerichte, Kommissionen und Tribunale Einsicht zu nehmen.

RIS wird laufend aktualisiert und um neue Angebote ergänzt.

E-Recht

E-Recht wurde 2001 von der österreichischen Bundesregierung initiiert und ermöglicht einen durchgehenden elektronischen Produktionsweg von der Begutachtung einer Rechtsvorschrift bis zur authentischen Kundmachung im Internet unter www.ris.bka.gv.at. Der Weg der Textgestaltung ist dabei zur Gänze nachvollziehbar, funktioniert rasch, reduziert Redaktionsfehler und garantiert eine gewisse Einheitlichkeit in der Legistik.

Transparenz und Bürgernähe werden dadurch wesentlich erhöht.



Technologie

Fortsetzung von Seite 9

Wo es kaum Standards gibt, da gibt es auch kaum Interoperabilität. Microsoft Exchange/Sharepoint, IBM Lotus Notes/Domino und die Oracle Collaboration Suite sind nicht kompatibel. Und in manchen Großunternehmen kommen obendrauf bis zu einem Dutzend verschiedene, kleinere Collaboration-Lösungen zum Einsatz. Das sei angesichts des Ziels von Collaboration Tools geradezu absurd, meint Chris Harris-Jones von Ovum. „Der ganze Sinn von Collaboration Tools ist der Austausch über verschiedene Arbeitsumgebungen hinweg. Die fehlenden Standards sind jetzt schon ein Problem, und dieses Problem wird immer größer.“ Die mangelnde Interoperabilität dieser Werkzeuge erschwert es Unternehmen jedoch, vor allem mit externen Partnern zusammenzuarbeiten. Projekte wie Calconnect sind ein Hinweis darauf, dass die Anwender diesen Zustand nicht mehr hinnehmen wollen. Calconnect ist ein Konsortium von Unternehmen wie Mozilla Foundation, Novell und Oracle, wo Tests zur Interoperabilität von Schnittstellen durchgeführt werden.

Indessen geht der Zuwachs neuer Funktionen weiter. So haben sich in den letzten Jahren

neue Funktionen wie IP-Telefonie oder Instant Messaging als Insellösungen etabliert. Die meisten Anwender nutzen privat ICQ, Skype, den Microsoft Messenger oder andere „Live“-Kommunikationsformen. Was im privaten Bereich zum Tratschen genutzt wird, soll Unternehmen nicht vorenthalten bleiben. Vor allem Videokonferenzen und das textbasierte Messaging sind Funktionen, die auch für Unternehmen immer interessanter und von den Software-Anbietern auch immer enger integriert werden.

Blühende Funktionitis

Auch die Software, mit welcher der Anwender konfrontiert ist, unterliegt laufenden Verbesserungen. So steht in nächster Zeit nicht nur mit Vista ein neues Windows-Betriebssystem an. Eine neue Version von Outlook und dem dazupassenden Exchange Server steht in den Startlöchern. Während sich der Server mehr Sicherheitsfunktionen einverleibt, wird Outlook auf einfachere Bedienung getrimmt. „Bei derzeit bereits mehr als 60 Milliarden Spam-E-Mails (also unerwünschte Mails, *Anm. d. Red.*) täglich hat Sicherheit absolute Priorität“, erklärt Lukas Keller, Leiter des Bereichs Information Worker bei Microsoft Österreich. Daneben

erfährt der Server auch Verbesserungen, um mit mobilen Endgeräten besser zu kommunizieren. Weiters sollen ab der nächsten Version auch Abfragen mittels Sprache, also über das Telefon, möglich sein.

Aber auch bei der IBM-Software-Abteilung Lotus wird eifrig an einer neuen Version des Notes Clients gebastelt. „Es wird vereinfachte Wege geben, Mails zu filtern und zu sortieren, inklusive einer verbesserten Zusammenarbeit der Vorschau-Funktion mit den Filter- und Sortierfunktionen“, erklärte Ken Bisconti, IBM-Vizepräsident für Workplace anlässlich der Anwenderkonferenz Lotusphere. „Wir arbeiten derzeit an besseren Wegen, E-Mail-Konversationen abzubilden, E-Mails chronologisch übersichtlicher darzustellen. Auch das Kontaktmanagement wird aufgebohrt, um mehr Interaktivität mit den Kontakten zu ermöglichen. Benutzer sollen sich im Allgemeinen wesentlich leichter in der großen Menge an E-Mail, Kalendereinladungen und Ähnlichem zurechtfinden. Dabei sprechen wir von Instant Messaging Integration, wie auch davon, dass IP-Telefonie unterstützt wird.“

Novell hingegen hat vor etwas mehr als einem Jahr seine letzte Version 7 von Groupwise auf den Markt gebracht. Die

größte Neuerung war die enge Integration von E-Mail und Instant Messaging. Der Nutzer sieht durch eine farbige Darstellung im E-Mail, ob der Absender zu diesem Zeitpunkt online ist, und kann direkt den Kontakt per Instant Messaging suchen. Eine Funktion, die mittlerweile bereits oft kopiert wurde. Einen weiteren Ausblick hat Novell noch nicht gegeben.

Es zählt die Einfachheit

Für den User werden die Produkte immer komfortabler, aber damit auch umfangreicher in der Funktionalität. Denjenigen Anwendern, die diese nutzen können, steht sicher ein neues Maß an Produktivität ins Haus. Aber es wird auch einfacher. Wer in absehbarer Zukunft bezüglich seiner Termine, Kontakte und Aufgabenlisten neben E-Mails etwa auf dem Handy eine automatische Aktualisierung erhält, wird diese Dienste auch verstärkt nutzen. Es kommt immer auf die Einfachheit (auf Neudeutsch: „Ease of use“) an. Doch bis dahin werden noch einige Versionen von Outlook, Notes und Exchange auf den Festplatten unserer Personal Computer installiert werden müssen. Und bis dahin werden wieder nur die technisch versierten Anwender die volle Vielfalt an Funktionen ausnutzen können.

Warenkorb

● **Daumenkino.** 10.000 MP3-Musikstücke, 30 Stunden Filmvergnügen oder 8000 Digitalkamerafotos finden auf dem Epson P-3000 Platz. Ein leistungsfähiger Akku soll „stundenlang“ durchhalten. 519 Euro kostet die Multimediakiste. Einzig digitales Fernsehen wird noch vermisst. Foto: Epson



● **Space-Saugkraft.** Für das Saugen zwischendurch hat Dyson, bekannt durch die filterlose Cyclon-Saugtechnologie, einen Handstaubsauger entwickelt. Mehr Akkuleistung und höhere Saugkraft als übliche Geräte verspricht der Hersteller. Der Preis: 169 Euro. kl Foto: Dyson



Advertorial

SAP Branchenpartner für den Mittelstand Gesamtlösungen mit Drive für die Automobil-Zulieferindustrie von AC-Service/All for One

Höhere Qualität, günstigere Preise, noch besserer Service und das trotz immer kürzerer Lieferzeiten – wie viele andere Betriebe auch, stehen mittelständische Unternehmen aus der Automobil-Zulieferindustrie vor großen Herausforderungen. SAP unterstützt diese Unternehmen dabei, auch künftig wettbewerbsfähig zu bleiben. Mit einem neuen Betreuungsmodell für den Mittelstand wurde das SAP-Angebot für den KMU-Bereich stark ausgebaut: Gemeinsam mit fokussierten Branchenpartnern bietet SAP vorkonfigurierte, in der Praxis bewährte branchenspezifische Software-Lösungen an. Für Automobil-Zulieferer ist dies der SAP Branchenpartner AC-Service/All for One: Mit der Lösung All for Automotive wurde eine SAP Branchenlösung entwickelt, die standardisiert und gleichzeitig auf die spezifischen Geschäftsprozesse der Zulieferindustrie zugeschnitten ist.

„Mit der starken Ausrichtung auf Branchenspezifika sichern sich Automobilzulieferunternehmen mit All for Automotive klare Wettbewerbsvorteile. Darüber hinaus umfasst unser Leistungsangebot als Komplett-dienstleister auch den Betrieb der Lösung, wodurch die Sicherheit und Effizienz erhöht wird,“ sagen Erich

Losert und Leo Fuchs von AC-Service/All for One. „Unser speziell für den Mittelstand entwickeltes Implementierungsverfahren hat sich in der Praxis bestens bewährt: Kurze Einführungszeiten, kalkulierbare Kosten und unsere Referenzen untermauern dies.“ Mit All for Automotive integrieren Zulieferbetriebe ihre eigenen Zulieferer und logistischen Dienstleister sicher in ihre Wertschöpfung. Das spart Kosten und schafft Freiraum. Unternehmen können sich somit voll auf ihre Kernkompetenzen konzentrieren.

All for Automotive unterstützt durch die integrierte Abbildung der Geschäftsabläufe die Wettbewerbsfähigkeit und damit den unternehmerischen Erfolg: Komplette von der kontinuierlichen Produktentwicklung mit der Anbindung moderner CAD-Anwendungen über diversifizierte Logistikketten bis hin zu einem transparenten Finanz- und Berichtswesen. Ein bewährtes Branchen-Fachkonzept, vorhandene Musterformulare, Zusatzreports, sinnvolle Zusatzentwicklungen sowie Branchenwissen und das Angebot zur Unterstützung beim Betrieb der Lösung sowie der Möglichkeit der Finanzierung runden die Komplettlösung ab und machen All for Automotive zu einer Mehrwertlösung.

Highlights der Lösung sind unter anderem ein integriertes EDI-System, Versionsverwaltung, Packmitteldisposition, CAD-Anbindung, optimierte Disposition, Dokumentenverwaltung und Sachmerkmalslisten. Mehr als 30 Unternehmen nutzen diese voll integrierte Branchenlösung bereits.

INFO

SAP Österreich und AC-Service/All for One laden zu einem exklusiven Expertenforum für Führungskräfte: Executive Brunch Automotive

Donnerstag den 19. Oktober 2006
von 10.00 bis 14.00 Uhr
im Bergschlössl
4020 Linz

Diskutieren Sie mit Experten und Branchenkollegen aus der Automobil-Zulieferindustrie über aktuelle Trends in der Zulieferindustrie sowie clevere Geschäftsprozesse – für das eigene Unternehmen, aber auch über die Unternehmensgrenzen hinweg.

Ihre Teilnahme ist kostenlos. Anmeldungen telefonisch oder per E-Mail
Tel.: 0800 008 007
mittelstand.austria@sap.com
http://www.sap.at/automotive

SAP Branchenpartner für die Automobil-Zulieferindustrie

AC-Service GmbH
Zirkusgasse 13
A-1020 Wien
Telefon: +43 (0)1 219 72 02-0
Telefax: +43 (0)1 219 72 02-99
E-Mail: office@ac-service.com
www.ac-service.com
www.all-for-one.com

Lösungen:
All for Automotive

Referenzkunden:
Mehr als 30 Automobilzuliefer-Unternehmen im deutschsprachigen Raum



Wirtschaft

„Ich verwirkliche meinen Traum“

Unternehmensgründungen boomen – zwischen Innovationsfreudigkeit, Flexibilität und täglichem Überlebenskampf.

Michael Liebming

Hierher kommt man nicht, hierher verirrt man sich. Im hintersten Eck am Innsbrucker Domplatz, wo gerade mal ein paar Touristen flanieren, um den Dom in seiner vollen Pracht zu fotografieren, befindet sich der CD-/Platten-Laden „Arcustik“ von Rupert Heim. „Ich setze auf Stammkundschaft, denn Laufkundschaft meidet diesen toten Winkel“, meint der Tiroler Händler lakonisch. Drei Monate suchte er im Jahr 2003 nach einem Geschäftslokal mit Atmosphäre, um sich abseits einkaufsträchtiger Massenspektakel seine unternehmerischen Fantasien zu erfüllen.

Der „Fourty-Something“ schrieb nach seiner aktiven Studienzzeit in Wien bei diversen obskuren Musikmagazinen, ehe er als Gründer und Herausgeber der alternativen Zeitschrift *Skug* fungierte. Durch seine Mitarbeit beim Wiener Platten-Label „Extraplatte“ erhielt er einen ersten Brancheneinblick. Nach der Rückkehr nach Tirol promotete er für Tyrolis die Hoffnungsträger der volkstüm-

lichen Musik und besuchte in dieser Funktion auch den „Musikantenstadl“. Seine letzte, sich über vier Jahre erstreckende, berufliche Station war die Position eines Redakteurs beim Schulmusikverlag Helbling. „Mein Berufsleben in Dienstverhältnissen bestand aus einer permanenten Unzufriedenheit. Ich wurde zurückgehalten. Gebremst“, sagt Heim.

1000 Euro netto

Mit dem Eintritt in die Selbstständigkeit löste der Musikenthusiast das Ticket zur beruflichen Lebensfreude („Besser als Regalbetreuer bei Media Markt“). Umtriebiger probiert er nun vieles aus. „Jedem Tropfen seine Note“ – so lautet die einmal im Monat stattfindende musikgestützte Weinverkostung im „Arcustik“. Zudem finden an jedem Donnerstag Hörabende statt. Gehobener Pop, niveauvoller Rock, das Neueste der Klassik oder Highlights des Jazz werden so den Gehörgängen der durchschnittlich 20 Interessierten nähergebracht. „Musikprofessor“ Heim liefert mit vorgetragenen Texten die nötige Hintergrund-

information. Seine vierteljährlich erscheinende Verkaufszeitschrift (Auflage: 1000 Stück) ist mittlerweile in vielen Trafiken Tirols erhältlich.

Dabei begann der Geschäftsstart nicht unbedingt vielversprechend. Aufgenommenes Kapital für Ware und Einrichtung (Gesamtvolumen: 55.000 Euro), Geschäftseröffnung vor dem klassischen Urlaubsbeginn (Anfang Juli) und die Branchenkrise (illegale Musik-Downloads via Internet) ließen manchmal Zweifel am Erfolg aufkommen. „Zwischendurch gab es auch Phasen, wo ich nicht wusste, wie ich mein Geschäft finanzieren soll. Heute bleiben mir vielleicht 1000 Euro für Essen und Miete, wovon ich mir auch noch monatlich mein Urlaubsgeld weglege“, erzählt der Jungunternehmer über sein Dasein. „Zum Glück hat nach 40 Jahren der Platzhirsch in Innsbruck, der älteste Plattenladen, für immer zugesperrt. Davon habe ich zuletzt wesentlich profitiert.“

Im Jahr 2005 entfielen von den 31.600 nachhaltig gegründeten Unternehmen 29,7 Prozent auf die Sparte Handel. Die



Jungunternehmer haben es nicht nur lässig und locker. Ihr Traum wird von Zweifeln und Geldsorgen oft erschüttert. Foto: Photos.com

Sparte Gewerbe/Handwerk hatte bei den Neugründern mit 31,7 Prozent knapp die Nase vorn. Etwas abgeschlagen landeten Tourismus/Freizeitwirtschaft (9,6 Prozent) sowie Transport und Verkehr (4,9 Prozent) auf den hinteren Plätzen. Letztere Sparte wie auch das Baugewerbe umweht meist der Geruch unfreiwilliger Scheinselbstständigkeit. Ehemalige Angestellte, zum Beispiel Paketzusteller, werden aus dem Angestelltenverhältnis entlassen, um, mit

Werkverträgen belohnt und Konkurrenzklauseln ausgestattet, auf eigene Kasse weiterzumachen – ohne Ansprüche auf Urlaubsgeld oder allfällige Arbeitslosenunterstützung. Zwischen den Jahren 2000 und 2004 wuchs die Zahl der Selbstständigen in Österreich um 19,2 Prozent. Zuletzt stand einem Pleitenzuwachs von 41 Prozent ein Plus bei Betriebsgründungen von 123 Prozent gegenüber.

Fortsetzung auf Seite 12

Nur exzellente Prozesse führen zu exzellenten Ergebnissen.



ARIS™ IDS™ Y™

„ARIS“, „IDS“ und das Symbol „Y“ sind eingetragene Marken der IDS Scheer AG, Saarbrücken. Alle anderen Marken sind Eigentum ihrer jeweiligen Inhaber.

Business Process Excellence bedeutet:

- Geschäftsprozesse effizient managen
- Geschäftsprozesse messen und optimieren
- SAP prozessoptimiert einführen und konsequent zur Prozessoptimierung nutzen
- Exzellente Kundenprozesse gestalten
- Mit IT-Services Prozesse solide unterstützen

Sprechen Sie mit uns: IDS Scheer Austria GmbH
 Modecenterstrasse 14, 1030 Wien
 Telefon: 01/795 66-0; Telefax: 01/798 69-68
 E-Mail: info-at@ids-scheer.com

www.ids-scheer.at

IDS SCHEER
 Business Process Excellence

Notiz Block



Mehr Arbeitslose im Euro-Raum

Die Arbeitslosigkeit in den Ländern mit dem Zahlungsmittel Euro ist im August 2006 auf 7,9 Prozent gestiegen, verglichen mit 7,8 Prozent im Juli dieses Jahres, wie die EU-Statistikbehörde Eurostat kürzlich bekannt gab. Im August 2005 hatte die saisonbereinigte Arbeitslosenquote in der Euro-Zone 8,5 Prozent betragen. In allen 25 EU-Mitgliedstaaten blieb die Arbeitslosigkeit im Schnitt bei 8,0 Prozent gegenüber Juli unverändert. Im August 2005 hatte sie bei 8,7 Prozent gelegen. Die niedrigsten Arbeitslosenquoten verzeichneten im August 2006 Dänemark (3,7 Prozent), die Niederlande (3,8 Prozent), Estland (4,2 Prozent), Irland (4,4 Prozent), gefolgt von Luxemburg und Österreich mit je 4,8 Prozent. Im Monat davor hatte der Anteil in Österreich bei 4,9 Prozent gelegen. Die meisten Beschäftigungslosen meldeten Polen (15 Prozent), Slowakei (13,1 Prozent), Griechenland (9,2 Prozent im ersten Quartal 2006), Frankreich (8,8 Prozent) und Belgien (8,6 Prozent).

Kursänderung unwahrscheinlich

Wifo-Chef Karl Aiginger erwartet durch die aus seiner Sicht am ehesten kommende große Koalition von SPÖ und ÖVP keine abrupte Kursänderung in der heimischen Wirtschaftspolitik: „Ich glaube nicht, dass es einen Linksruck gibt.“ Nötig sei nun ein konsensuales, nach vorn gerichtetes Konzept zur Absicherung des Wirtschaftsstandortes Österreich, nämlich „eine Strategie für die nächsten 15 Jahre“, so Aiginger. Die neue große Koalition dürfe nicht von der Art der früheren Zusammenarbeit von SP und VP sein, sondern müsse ohne die Lähmungen der 90er Jahre erfolgen, wünscht sich der Leiter des Österreichischen Wirtschaftsforschungsinstituts. Auch die Sozialpartner seien mehr zu

Veränderungen bereit als früher. Zudem sollten die Grünen von einer SP-VP-Regierung in die Strategieplanung miteinbezogen werden, selbst wenn sie nicht auf der Regierungsbank sitzen. In erster Linie sollte die neue Regierung die Verfestigung der Arbeitslosigkeit verhindern. Ferner sollte die Wirtschaft flexibler gemacht und konkurrenzfähig gehalten werden. Die Gruppenbesteuerung sollte ebenso wie die KöSt bleiben, wie sie ist. Das Wahlergebnis selbst zeigt laut Aiginger den Wunsch nach höheren Einkommen, sozialer Absicherung und mehr Nachhaltigkeit. Die neue Regierung werde sozial nachjustieren, eventuell auch ökologisieren. „Rückverstaatlichungen“ werde es aber keine geben, meinte der Wifo-Chef.

Strippen ist Leasing-Arbeit

Das Arbeits- und Sozialgericht Linz ist im Fall einer Stripperin zu einem bemerkenswerten Urteil gekommen: Die Arbeit der gebürtigen Russin sei vergleichbar mit Verträgen von Personalleasing-Firmen, berichteten die *Salzburger Nachrichten*. Die Frau war von einer Agentur an Clubs in Oberösterreich vermittelt worden. Als sie keine Gage mehr bekam, wandte sie sich die Tänzerin im heurigen Frühjahr an die Arbeiterkammer (AK). Es ging um einige tausend Euro. „Das Urteil ist bereits rechtskräftig“, wird David Bergsmann, Rechtsreferent der AK Oberösterreich, von der Zeitung zitiert. Dass es so schnell dazu kam, sei letztlich auch der Agentur zu verdanken. Der Betreiber war laut Arbeiterkammer nicht bei Gericht erschienen und hatte das damit begründet, dass die Justiz nicht zuständig sei. Das Gericht sah das aber anders und fällte ein Versäumnisurteil. Demnach sei die Arbeit der Tänzerin ein normales Arbeitsverhältnis, es handle sich aber um eine Arbeitskräfteüberlassung durch die Agentur. *apa/kl*

Fortsetzung von Seite 11

Aussagekräftige Zahlen, die Wirtschaftskammerpräsident Christoph Leitl verkünden ließ: „Österreich ist Weltmeister bei den Neugründungen. Die Gründungsdynamik ist stärker als die von Insolvenzen beziehungsweise Niederlegungen von Gewerbeberechtigungen.“ Bei genauerer Betrachtung scheint ein Nachholbedarf gegeben zu sein. Nur neun Prozent der berufstätigen Österreicher arbeiten als Selbstständige, während der EU-Schnitt bei 25 Prozent liegt.

Reich wird man nicht

„Ich habe mein Hobby zum Beruf gemacht und verwirklichte meinen Traum“, erzählt die 41-jährige Karin Plaschke, um im Nachsatz anzumerken: „Reich wird man nicht. Früher habe ich mal mehr verdient.“ Bevor sie sich im Jahr 2003 ganz der Körper- und Energiearbeit in alter chinesischer Tradition verschrieb, durchlebte die Mutter von zwei Kindern als Angestellte zwei Firmenpleiten, ehe sie den Schritt in die Selbstständigkeit wagte. „Der letzte Konkurs war ausschlaggebend für meine Neuorientierung.“ Als Jungunternehmerin befindet sich Karin Plaschke in guter Gesellschaft, denn immerhin wurden im Jahr 2005 bereits 35,1 Prozent der Unternehmen von Frauen gegründet. Für ihre Workshops für Funktionsgymnastik, Meditationen sowie Wellness-Behandlungen für seelisches und körperliches Wohlbefinden opferte sie im Eigenheim zwei Räume. Diese

Option ergab sich, da sie mit ihrem Mann gemeinsam eine OEG gründete. Diese für Österreich eher untypische Rechtsform widerspricht den üblichen Neugründungen. 81 Prozent sind Einzelunternehmen, und elf Prozent starten als GmbH.

„Manchmal würde ich mir ein berufliches Netzwerk zum interdisziplinären Erfahrungsaustausch wünschen“, gibt sich die Einzelkämpferin nachdenklich. Vieles verlief in der geplanten Theorie ein wenig anders als in der gängigen Praxis. Statt des Arbeitens am Vormittag absolviert Plaschke Termine abends nach Büroschluss ihrer Klientel. „Ich habe es mir leichter vorgestellt. Ich wollte in einem kürzeren Zeitraum schneller wachsen, aber es bleibt eben nur Mundpropaganda als einzig wirksame Werbung.“

Ähnliche Erfahrungen durchlebte auch Heinz Duschanek (42). Seinen Job-Verlust im Sales Management eines Internet Service Providers infolge Übernahme durch eine US-Firma quittierte man am AMS mit dem Satz „Für Sie haben wir nichts“, obwohl der ausgebildete Chemiker bereits während des Studiums als Moderator und Beitragsgestalter bei Ö3 und Ö1 gearbeitet hatte. Nebenbei entwickelte er damals die ersten Versionen des Ö3-Web-Auftritts, was ihn letztlich auch auf seine Geschäftsidee brachte: die Website als Marketing-Instrument. „Ich habe dieselben Fehler gemacht wie viele andere und bin in die Preisfalle getappt. Einerseits habe ich zu günstig angeboten, worauf einige meinten: ‚Das kostet nichts, also kann es

auch nichts wert sein.‘ Andererseits habe ich mir nicht genug Geld für die Steuernachzahlungen und die Sozialversicherungsbeiträge zur Seite gelegt. Eine größere Krankheit kann dich jederzeit komplett aus der Geschäftstätigkeit raushauen.“

Netzwerken findet er gerade für Jungunternehmer wichtig. Deshalb begibt er sich auch auf die Suche nach einer Bürogemeinschaft, um seine Geschäftstätigkeit größer angehen zu können. Mit dem Projekt „Connected Ideas“ kümmert sich Duschanek zudem um regelmäßige Unternehmensgründer-Treffen in lockerer Atmosphäre. „Der Smalltalk ist wichtig, und für manche ist das Unternehmerdasein ja auch ein Kulturschock: Plötzlich hat man nicht einmal eine Weihnachtsfeier.“

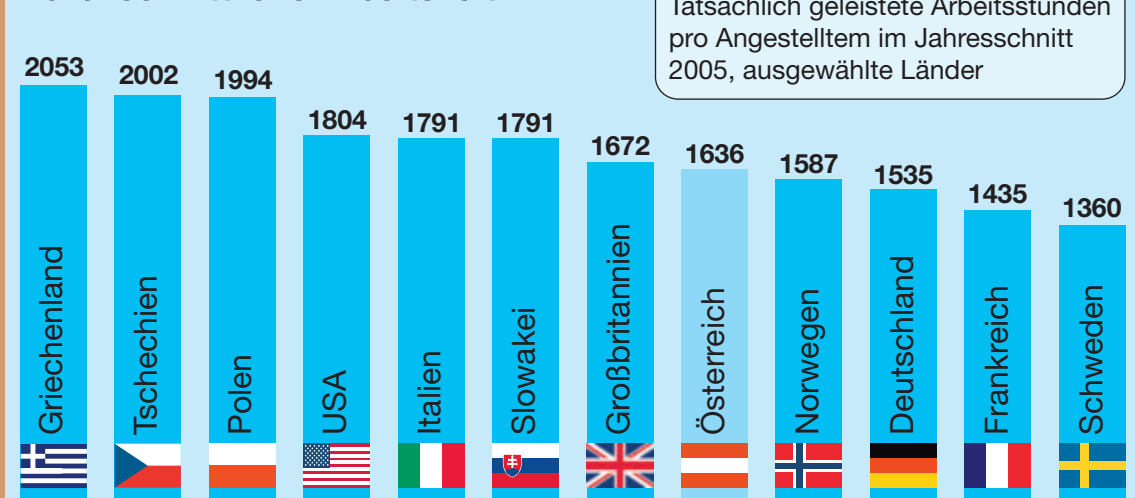
Das verflixte dritte Jahr

Für sich selbst hat er im kritischen dritten Geschäftsjahr eine Lösung gefunden. Derzeit arbeitet Duschanek unter anderem auf Werkvertragsbasis für Österreichs neuestes Tageszeitungsprojekt, womit er sich die unablässige Kundenakquisition für einige Zeit spart. „Es kann nicht sein, dass man als Selbstständiger fünf Jahre lang keinen Urlaub macht. Jeder soll auf die persönliche Work-Life-Balance größten Wert legen, um das Burn-out zu vermeiden.“ *Zur Information: Am 12. Oktober 2006 findet im Austria Center Vienna der 16. Jungunternehmerntag statt.*

www.jungunternehmerntag.com
www.wbr-plaschke.net
www.ewerkstatt.com

Zahlenspiel

Durchschnittliche Arbeitszeit



Obwohl Vollzeitarbeitsplätze zunehmend durch Teilzeitjobs ersetzt werden – und dieser Trend ist laut Wifo-Studie in Österreich noch stärker als im EU-weiten Schnitt – bleibt die Jahresarbeitszeit pro Beschäftigtem in Österreich seit Jahren konstant. 2005 verbrachten die Österreicher im Schnitt 1636 Stunden am Arbeitsplatz und lagen damit im Mittelfeld der Industrieländer, wie aus dem letzten Arbeitsmarktbericht der OECD hervorgeht. Insgesamt setzte sich der langfristige Trend zu kürzeren Arbeitszeiten

in den meisten OECD-Ländern fort: Den aktuellen Zahlen zufolge wiesen fast zwei Drittel der insgesamt 30 Mitgliedstaaten eine rückläufige Zahl an jährlichen Arbeitsstunden auf, knapp ein Drittel der Staaten legte zu. In den USA wurde 2005 mit durchschnittlich 1804 Stunden um zwei Monate länger gearbeitet als etwa in Deutschland. Auch die Japaner arbeiten jährlich um fast zwei Wochen länger (1775 Stunden) als der Schnitt. Die meiste Zeit in der Arbeit verbrachten jedoch die Südkoreaner mit 2394 Stunden. *kl*

Wirtschaft

Ende der Fleiß- und Arbeitsgesellschaft

Die alte Arbeitsgesellschaft ist tot, und Erwerbsfähigkeit darf nicht mehr Mittelpunkt der humanen Existenz sein.

Mario Koepl

Die Zeit ist gekommen, um der für manche vielleicht ziemlich ernüchternden Tatsache ins Auge zu blicken, dass wir alle, ohne es rechtzeitig realisiert zu haben, längst am Ende einer herkömmlichen alten Fleiß- und Arbeitsgesellschaft stehen. Der Traum von der Vollbeschäftigung ist ausgeträumt, ein Umdenken hinsichtlich der Verfügbarkeit und eines „Rechtsanspruchs auf Arbeit“ ist mehr denn je erforderlich. Die Frage ist nicht mehr „Werden wir in Zukunft eine mehr oder weniger sichere Arbeitsstelle oder Erwerbsbeschäftigung haben?“, sondern „Können wir eine allgemein akzeptierte und lebendig gewordene Identität entwickeln, die nicht das Vorhandensein einer Erwerbstätigkeit in den Mittelpunkt der menschlichen Existenz stellt?“

In der Vergangenheit war der Grundsatz, dass man ohne Arbeit keine materielle Sicherheit, keine gesellschaftliche Anerkennung und keine sinnvolle Lebensgestaltung erlangen kann, allgegenwärtig und durchaus legitim. Nun verliert Arbeit, bedingt durch zahlreiche Facetten und Entwicklungen der Globalisierungswelle, der sich ständig verändernden Arbeitswelten und nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass ganze Berufszweige obsolet werden oder wurden, zunehmend ihre bislang so hoch gepriesene und allumfassende Existenzberechtigung.

Arbeitslosigkeit ist Alltag

Auch in Österreich, der oft zitierten „Insel der Seligen“, hält die Realität trotz aller Politikerversprechen und Expertenrelativierungen Einzug. Schon jetzt ist Massenarbeitslosigkeit nicht mehr ein Phänomen, das lediglich anderen Staaten oder Kontinenten widerfährt, sondern trauriger, schmerzhafter Alltag. Schulungsmaßnahmen und polierte Arbeitsmarktstatistiken hin, sozialpolitische Winkelzüge her: Die Tatsache, dass es jetzt einfach keinen Arbeits- oder gar Ausbildungsplatz für alle gibt, ist auch in der Alpenrepublik nicht mehr schönzureden. Selbst jene, die sich in eigenständigen oder abhängigen Arbeitsverhältnissen befinden, müssen zur Kenntnis nehmen, dass aufgrund der globalen Verschiebungen von Produktionsstätten, Kürzungen bei Konzernen oder einfach durch den bislang noch langsamen, aber unweigerlich auf uns zukommenden völligen Wandel der Erwerbsarbeit selbst, der Anspruch auf soziale Sicherheit durch Arbeit nicht mehr haltbar sein wird.

Die Antwort der politischen und wirtschaftlichen Lager und mancher oft selbst ernannter Experten war bisher ein Ruf nach „totaler Entrümpelung des Arbeitsmarkts im Interesse der Beschäftigungslage“. Auch Maßnahmen wie Reduzierung von betrieblichen Interessenvertretungen, Abschaffung von diversen Schutzrechten für Arbeitnehmer oder die oft und gern herbeigebotene Einfüh-

rung von massiver Flexibilisierung der Arbeitszeiten oder die örtliche Beweglichkeit der Werkstätigen sind schon im Ansatz zum Scheitern verurteilt.

Arbeitnehmerschutz ist notwendig

Der deutsche Professor Claus Offe sieht keinen Sinn in den erstzitierten Bestrebungen: „Wir hören zu oft, dass im Zeitalter der europäischen Integration und der Globalisierung alte, überhol-

te Zöpfe entfernt gehören. Dabei wird von den Verfechtern der diversen Theesen tunlichst vergessen, dass ein Fehlen so mancher Schutzvorrichtung oder Regulierung den Arbeitsmarkt nicht nur nicht verbessert, sondern noch zusätzlich verschlechtert, da das auf jedem Arbeitsmarkt bestehende Machtgefälle zwischen Nachfrageseite und Angebotsseite durch unregelmäßige Konflikte oder sinkende Produktivität noch mehr leidet.

Wir müssen endlich einsehen, dass all dies mit den echten Kernproblematiken einer völlig veränderten Arbeitswelt nichts zu tun hat. Wir sind im herkömmlichen Sinn am Ende der Weisheit angelangt und sollten vielmehr rasch Sorge tragen, dass ein Umdenken salonfähig wird, bei dem die Arbeit nicht mehr im Mittelpunkt steht.“

Fortsetzung auf Seite 14



Unvergleichliche Farbqualität mit garantierter Kostenkontrolle:

Die Solid Ink-Technologie von Xerox wird die DNA Ihres Unternehmens verändern.

Xerox Colour. Farbe macht Sinn.

Wenn auch Ihr Unternehmen ein wenig Farbe gebrauchen kann, sollten Sie sich für die neuen Solid Ink-Farbdrucker Xerox Phaser 8500 und 8550 entscheiden. Sie liefern Farbdrucke in höchster Qualität bei einer Geschwindigkeit von bis zu 30 Seiten pro Minute. Benötigen Sie eher ein Multifunktionsgerät, bietet sich das Xerox WorkCentre® C2424 an. Es kopiert, druckt und scannt bis zu 24 Seiten pro Minute. Und bei günstigen Preisen ist die Farbe nicht der einzige Faktor, der überzeugt. Mit der Xerox PagePack-Option haben Sie auch Ihre Kosten im Griff, denn dieser Festpreis-Servicevertrag deckt Ihren gesamten Service- und Verbrauchsmaterialienbedarf** ab. Bei so vielen Vorteilen wird sofort klar, dass die Xerox



Ab € 799,-*

Solid Ink-Technologie für eine ganz neue Generation von Farbgeräten für den Bürobedarf steht. Machen Sie die Probe aufs Exempel und lassen Sie sich zeigen, welche verblüffenden Veränderungen die Solid Ink-Technologie von Xerox in Ihrem Unternehmen herbeiführen kann. Um die Adresse Ihres Fachhändlers zu erfahren, eine Vorführung zu arrangieren oder Info-Material anzufordern, besuchen Sie unsere Website oder rufen Sie uns unter nachstehender Nummer an.



XEROX®

Technology | Document Management | Consulting Services

*Bezieht sich auf eine Phaser 8500 AN-Konfiguration. Empfohlener Richtpreis ab € 799,- (zzgl. Mehrwertsteuer). **Ohne Papier. Der Xerox PagePack-Vertrag muss mit dem Händler vereinbart werden. © 2006 XEROX CORPORATION. Alle Rechte vorbehalten. XEROX®, Phaser®, WorkCentre® und 'Xerox Colour. Farbe macht Sinn.' sind Warenzeichen der XEROX CORPORATION.

Wirtschaft

Muskelspiel für die Forschung

Um die EU-Forschungsquote bis zum Jahr 2010 zu erreichen, müssen Wirtschaft und Staat ordentlich zupacken.

Thomas Jäkle

Natürlich beschäftigt den Siemens-Ex-General Albert Hochleitner die unsägliche Misere bei den Austrian Research Centers Seibersdorf (ARC). Eigentlich wollte er anlässlich eines Pressegesprächs nur in seiner Eigenschaft als Obmann der Elektro- und Elektronikindustrie (FEEI) zusammen mit Clemens Malina-Altzinger vom Verband der Maschinen- und Metallwarenindustrie (FMMI) zum Stand der Forschung in Österreich Stellung nehmen. Nach anfänglichem Zögern bezog Hochleitner kurz und prägnant Position dazu, was aus dem Flaggschiff der heimischen Forscherszene werden soll. „Man kann so nicht weitermachen. Es muss sich alles ändern. Alles!“, betonte Hochleitner. Mehr gebe es aber dann doch nicht zu den ARC zu sagen.

Zur Erinnerung: Die ARC wurden in den vergangenen sechs Jahren ins Fadenkreuz politischer Interventionen genommen, vor allem von der Noch-Regierungspartei BZÖ

und zuvor von der FPÖ, und schlitterte zuletzt in einen „Liquiditätsengpass“. Böse Zungen behaupten, die ARC seien haarscharf an der Pleite vorbeigeschlittert. Ein angesichts der ARC-Eigentümerstruktur – 50,46 Prozent der Anteile gehören dem Bund, 49,54 Prozent einem Industriekonsortium –, kaum vorstellbares Szenario. Die Industrie will ob des politischen Hickhacks nicht mehr lange zuschauen, heißt es in eingeweihten Kreisen.

Alles anders, alles neu – heißt nun die Maxime. „Wir sind ja nicht so schlecht, was die Forschungsleistungen anbelangt“, bekräftigt Hochleitner. Handeln sei nun angesagt. Nicht nur in Seibersdorf, sondern in der gesamten Forschung des Landes. Auf dem Weg zur Erfüllung der Lissabon-Agenda muss Österreich kräftig zulegen. Von der derzeitigen Quote für Forschung und Entwicklung (F & E) von 2,43 Prozent des Bruttoinlandsproduktes auf von der EU geforderte drei Prozent im Jahr 2010 sei es noch ein „Riesenschritt“, so Hochleitner.

Im Jahr 2000 betrug die F-&-E-Quote noch 1,91 Prozent. Der Ankauf von Gebäuden wird im Übrigen ebenso in die Quote eingerechnet wie die Geldflüsse für die Forschung selbst. 6,2 Mrd. Euro werden in Österreich im Jahr 2006 „verforscht“. Zwei Drittel steuert die Wirtschaft bei, ein Drittel kommt von der öffentlichen Hand. Auf neun Mrd. Euro müsste der Forschungsbeitrag in den kommenden vier Jahren erhöht werden, was allein für die Unternehmen eine Steigerung von jährlich zehn Prozent bedeuten würde, um das EU-Ziel zu erreichen. Beide Verbände – FEEI und FMMI – zählen zusammen 327.000 Beschäftigte – davon 11.585 im F- &-E-Bereich.

Eine unbegrenzte Belastung des risikobehafteten F-&-E-Kapitals sei aber für die kleinteilige Industrie nicht zumutbar. „Es muss eine Forschungsförderungsaufstockung geben, um auch die nicht so kapitalkräftigen Klein- und Mittelbetriebe nicht in ihrer Innovationsfähigkeit einzuschränken“, fordert Hochleitner. Die Forschung



Auf dem Weg zum Lissabon-Ziel im Jahre 2010 wird Österreich in der Forschung noch kräftig zupacken müssen. Foto: Siemens

müsse außerdem „näher zum Markt“, um auch die Produktion und somit Jobs halten zu können. Hohe Barrieren gibt es nach einer Studie des Industriewissenschaftlichen Instituts (IWI) durch die enormen Innovationskosten und vor allem auch durch fehlendes Fachpersonal – außer in Wien. „Nur ist es schwierig, eine Fachkraft von Wien in die Bundesländer zu bekommen“, sagt FMMI-Obmann Malina-Alt-

zinger. Im Jahr 2020 werde die Gruppe der Unter-15-Jährigen nur noch 20 Prozent ausmachen, deshalb müsste man jetzt schon Maßnahmen im Bildungssektor ergreifen. Ein weiterer Hemmschuh scheint das Fördersystem zu sein. Rund 50 Prozent der befragten 1220 Mitgliedsunternehmen von FEEI und FMMI meinten, das Fördersystem sei „komplex und unübersichtlich, weil es zu fragmentiert ist.“

Verlagsserie

Die neue Art der Grippebekämpfung

Wiener Biotech-Unternehmen entwickelt Wirkstoff, der, statt Symptome zu beseitigen, Viren keine Chance lässt.

Wien und Österreich bieten die Standortbedingungen, die dafür sorgen, dass sich hierzulande immer mehr Biotech-Unternehmen ansiedeln. Dazu zählt auch die im vergangenen Jahr von Dr. Bernhard Küenburg gemeinsam mit Green Hills Biotechnology gegründete Firma Onepharm. Entscheidend dafür, den Unternehmenssitz nach Österreich zu verlegen, war die vom austria wirtschaftsservice (aws) angebotene Unterstützung. Der Geschäftsführer Küenburg: „Wir recherchieren europaweit, und es stellte sich heraus, dass die vom austria wirtschaftsservice angebotenen Finanzierungshilfen und Services top waren.“

Startfinanzierungen

Insgesamt erhielt Onepharm für die Startphase Finanzierungszusagen von über 3,5 Mio. Euro. Diese setzen sich aus verschiedenen Komponenten zusammen. Einerseits konnte – zusätzlich zu den bereits bestehenden stillen Beteiligungen – im Rahmen einer Kapitalerhöhung ein weiterer österreichischer Privatinvestor für ein substanzielles Investment gewonnen werden. Zum anderen erhielt Onepharm Unterstüt-



„Der Wirkstoff wird demnächst klinisch getestet“, erklärt Dr. Bernhard Küenburg, Geschäftsführer von Onepharm. Foto: onepharm

zung vom aws im Rahmen der Programme „Seed-Financing“ und „Hightech-Double-Equity“ sowie von der Forschungsförderungsgesellschaft (FFG). „Vorteil der aws-Finanzierungen ist“, so Küenburg, „dass diese wie Eigenkapital verwendet werden können, was besonders in Hinblick auf die notwendige Eigenkapitalausstattung junger Firmen wichtig ist, die

damit in der Lage sind, wichtige Entwicklungsprojekte zu finanzieren.“

Das Unternehmen ist auf die Entwicklung neuer Arzneimittel im Bereich viraler Atemwegserkrankungen, wie Schnupfen, Grippe, Vogelgrippe und Sars, spezialisiert. Wie wohl erst kürzlich gegründet, verfügt Onepharm bereits über ein Produktportfolio, welches

zwei Wirkstoffe umfasst, die in unmittelbarer Zukunft den Eintritt in präklinische und klinische Studien möglich machen werden.

„Zu rechnen ist“, so Küenburg, „dass die beiden Wirkstoffe – geht alles glatt – in drei bis fünf Jahren auf dem Markt verfügbar sein werden.“ Innovativ an dieser Neuentwicklung ist, dass bisher bloß die Symptome von Grippe bekämpft werden konnten, dieser Wirkstoff hingegen zu jenen zählt, die es mit dem Grippevirus selbst aufnehmen.

Weiterer Vorteil der neu entwickelten Wirkstoffe ist, dass derzeit bloß zwei andere vergleichbare Wirkstoffe gegen Grippe angeboten werden, die aber im Unterschied zu dem von Onepharm entwickelten Wirkstoff Nebenwirkungen nach sich ziehen. Geplant ist, den Wirkstoff bis knapp vor Markteinführung zu entwickeln und diesen dann an ein international operierendes Pharmaunternehmen zu lizenzieren, welches die letzten klinischen Prüfungen übernimmt. „Unsere Kernkompetenz liegt in Forschung und Entwicklung“, so Küenburg, „die Umsetzung und

Markteinführung überlassen wir hingegen einem Pharmaunternehmen, das dafür Ressourcen zur Verfügung hat und diese auch einsetzen will.“

Info

● **Förderungen.** Onepharm erhielt aws-Förderungen im Rahmen des Pre-Seed-, Seed-Financing- und High-Tech-Double-Equity-Programms. Für weiteres Wachstum können aws-Technologieprogramme genutzt werden: Garantien für spätere klinische Entwicklung, Pilot- oder Demoanlagen und zinsgünstige ERP-Darlehen.

Innovativ denken – unternehmerisch handeln – gezielt fördern

(Teil 5 der Serie)

Erscheint mit finanzieller Unterstützung durch austria wirtschaftsservice. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Ernst Brandstetter. Der sechste Teil erscheint am 20. Oktober 2006.

Kommentar

Alexandra Riegler

Nur nicht zu klein denken



Gut 100 österreichische Wissenschaftler und Studenten, allesamt in den USA und Kanada arbeitend, waren die Gefeierte des Austrian Science Talk 2006. Kräftig wurde vom Podium herunter bewundert, dass sie sich trauen, was andere aus Vorsicht lieber lassen: ins kalte Wasser hinein im neuen Land. Die Meinung des Vorzeige-Exports schätzt man daher sehr, man sucht den Dialog mit ihm. Auch weil man ihn eines Tages vielleicht gern wieder hätte. Wenn ein Ruf ansteht etwa. In den USA bekommen junge

Forscher das Gefühl vermittelt, die Zukunft der Universität zu sein, wie ein Wissenschaftler im Publikum bemerkte, etwas, das ihm in Österreich nie vermittelt wurde – und um ihn herum nickte es. In der Alpenrepublik mangelt's indes: Ein Schmidt-sucht-Schmidtchen-Syndrom, bei dem die Guten aus Angst um ihre Position nie Bessere rekrutieren, könnte die heimische Wissenslandschaft gefährden, so die Kritik. Auf der anderen Seite steht eine Forschungssupermacht, die zwar bange auf den Akademiker-Output in China und Indien blickt, aber weiterhin höchst erfolgreich Nachwuchs aus aller Welt abschöpft, en gros geradezu, ihn gut bezahlt und motiviert, was billiger ist, als ihn in Mengen teuer heranzubilden. Bis 2010 steht in Österreich die Pensionierung eines Drittels aller Hochschulprofessoren an, und dies eröffnet die Möglichkeit eines mächtigen Gesinnungswechsels – vorausgesetzt, die Entscheidungen orientieren sich an großen Zusammenhängen und damit an Leistung. Nur nicht zu klein denken. Auf die zu hören, die im Ausland sind, ist ein guter erster Schritt. Weil sie die Kritischsten aller Beobachter sind. Und weil sie trotz der Kritik eines nur zu gut wissen: Dass Österreich seine Schwächen hat, aber bei Weitem nicht so klein ist, wie seine Bewohner manchmal denken.

Mario Koepl

Was – Sie arbeiten noch?



Die kesse Frage, die wie ein Zitat aus einem Sciencefiction-Film anmutet, in dem der Mensch seine Tätigkeit an Maschinen ausgelagert hat, oder aber wie eine Verhöhnung durch jemanden, der längst ausgesorgt hat, wird sich spätestens für die nächste Generation in aller Ernsthaftigkeit stellen.

Denn selbst die blauäugigsten Zeitgenossen unter uns müssten längst realisiert haben, dass sich in unseren Breiten hinsichtlich der Erwerbstätigkeit ein Wechselspiel von Angebot und Nachfrage nicht einmal mehr

theoretisch ausgeht. Schon jetzt ist die Vollbeschäftigung allenfalls ein Schlagwort für Wahlversprechen, sind Ausbildungsplätze in Unternehmen oder Studienplätze an Universitäten Mangelware, und letztlich ist sogar dieser Tage die Wettbewerbs- und Überlebensfähigkeit ganzer Berufszweige einfach nicht mehr gegeben.

Glauben Sie mir, das wird keinesfalls besser, sondern noch viel schlechter. Vor allem die Politik, die Wirtschaft und die gesamte Gesellschaft müssen endlich erkennen, dass ein Recht auf Arbeit nicht gottgegeben ist, sondern bald schon einem Privileg gleichkommen wird. Die Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten. Pandoras Büchse wurde spätestens beim Gedanken der Globalisierung und bei der Forderung nach Besserstellung der sogenannten „Dritten Welt“ unwiderruflich geöffnet. Daher müssen rasch Maßnahmen gesetzt werden, um die Menschen vorzubereiten und um letztlich ein massives soziales Chaos zu verhindern. Die Stigmatisierung von Arbeitslosen muss verworfen werden. Schlagworte wie Grundsicherung oder Basiseinkommen liegen bereits in der Luft. Es ist höchste Zeit, konkret zu handeln, denn das Problem kommt in Riesenschritten auf uns alle zu.

Ausländer – was nun?

Die Rechten haben im Wahlkampf Hetzkampagnen gegen Ausländer gefahren, die an dunkle Zeiten erinnern. Die beiden Großparteien haben nur brav zugeschaut. Die Grünen hielten dagegen.

Thomas Jäkle

Vanessa ist zwölf Jahre alt. Österreicherin. Interessiert. Bald auch an Partys, weniger am Häkelunterricht. Schule ist im Prinzip ganz O. K. Politik hat es dem Teenager angesichts der Gelegenheit angetan. Zunächst. Es war die erste Wahl, für die sie sich interessiert hat. Kanzler Schüssel gegen Herausforderer Gusenbauer gaben für sie ihr TV-Debüt. Entsprechend groß war die Spannung. „Fad!“, hieß Vanessas vernichtendes Urteil. Kein Charisma. Einer hat dem anderen die Schweißperlen auf seiner markanten Oberlippe vorgezählt. Nichts dabei, was sie positiv stimmen könnte. Das, was sie von den Rechtsauslegern Westenthaler und Strache mitbekommen hat, wollte sie sich schon gar nicht mehr beim Fernsehen antun.

Das ist halt Wahlkampf. Hart, rüpelhaft, rassistisch, frauenfeindlich, vorverurteilend, beleidigend und fad – schmutzig. Auch von der Regierungsbank aus inszeniert. Ausländer haben es besonders zu spüren bekommen. Alle. Die „echten“ Ausländer, auch sogenannte Neoösterreicher. Vor allem diejenigen, deren Privatsache Religion sich vom heimischen Mainstream unterscheidet. Minus 30 Prozent Ausländer hieß die Parole der sich sehr Deutsch Fühlenden. Einfache Konzepte

von Menschen, die Einsprachigkeit im vielsprachigen Europa als Fortschritt ansehen. In der Schule wird Sprachvielfalt gelehrt – wer irrt da wohl? Dass der Islam hier nix zu suchen hat, plärrte ein anderer immer wieder in die grölende Meute. Vor laufender Kamera hingegen war der Daham-Prediger wenig mit Hass erfüllt, eher sanft, aber nicht weniger nationalistisch. Der Ausländer ist im Prinzip böse, er kommt ja nur hierher und kassiert alles ein – so lautet das einhellige Credo der F-Missionen. Ein Wunder, dass sich einige Idioten trauten, Häuserwände zu Wahlkampfzeiten immer wieder mit Hakenkreuzen zu beschmierem?

Erste Reihe fußfrei

Aber nach der Wahl ist vor der Wahl. Auch wenn sich SPÖ und ÖVP im Wahlkampf ebenso rühmten, dass die Zahl der Einbürgerungen zurückgegangen ist und weniger Asylanträge bewilligt wurden. Welch eine tolle Bilanz zum Protzen! Rot-Schwarz, sollte Schüssel sich nicht auf blau-oranger Abwege begeben, muss den Scherbenhaufen kitten – Einwanderungsland hin oder her.

Faktum ist, dass das Land Zuwanderer braucht – Migranten, die man nicht abstrafen soll, wenn sie nicht so schnell Deutsch lernen oder beim Deutsch-Test nicht wissen,

wann die Leibeigenschaft in Österreich abgeschafft wurde. Vielleicht lässt man sich zur Abwechslung was einfallen, schafft Anreizsysteme und droht nicht gleich mit Bestrafung. Kluge Köpfe gibt es ja in der Alpenrepublik genügend. Ein Anleihe bei den Grünen zu holen, könnte SPÖ und ÖVP nicht schaden.

Die Zukunft wird schon rechnerisch mitbestimmt von den Migranten, die in den Schulen Wiens und anderer Ballungszentren zahlenmäßig nicht mehr in der Minderheit sind. Wenn Pflegekräfte aus dem Ausland geholt werden, sollte man sie nicht nur marktgerecht bezahlen. Brav sein heißt es jetzt schon. Man weiß ja nie, in welche Lage man kommt.

Migranten auf die Rolle derjenigen zu reduzieren, die künftig die Rente zahlen werden, ist zu wenig, gar zu billig. Genauso wenig bringt es, nun den Quoten-Türken, -Jugo oder -Brasilianer in der Bundespolitik in die zweite Reihe zu stellen – um Zeugnis abzulegen, dass Integration und Moderne geschafft wurde. Die erste Reihe muss drin sein. Der Migrant muss nicht nur das Gefühl haben, eine tolle Bereicherung aus einem exotischen Land zu sein, sondern braucht auch die Anerkennung – wie jeder Inländer – ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft zu sein. Und das ist wirklich nicht zu viel verlangt.

Karikatur der Woche



Österreich, quo vadis?

Zeichnung: Killian Kada

Special Innovation

Wettlauf gegen Harvard

Die Austrian Research Centers machen in der Neuroinformatik der US-Universität Harvard Konkurrenz.

Linda Maschler

Im globalen Wettlauf haben die Austrian Research Centers (ARC) des Öfteren die Nase vorn: „Wir sind seit Jahren in der schnellen Bildverarbeitung und in der Banknotenprüfung international spitze“, erzählt Erich Gornik, der wissenschaftliche Leiter der ARC, stolz.

Die ARC erleben eine turbulente Zeit. Aufgrund politisch motivierter Diskussionen um Postenbesetzungen im kaufmännischen Bereich ist der Blick auf herzeigbare Leistungen im wissenschaftlichen Bereich getrübt. „Die ARC können eine hervorragende technologische Wissensbilanz vorweisen. 45 neue nationale und internationale Patente wurden allein im vergangenen Jahr von uns angemeldet. Die hohe Innovationsleistung wird auch dadurch belegt, dass mehr als 50 neue technologische Prototypen generiert wurden“, resümiert Gornik. Tatsächlich brauchen die neun Tochterfirmen der ARC-Holding, der größten außeruniversitären Forschungseinrichtung Österreichs, den Vergleich nicht zu scheuen: In der Neuroinformatik etwa arbeiten die ARC-Forscher gemeinsam mit der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich der-



Die Forscher der ARC haben im Vorjahr eine hohe Innovationsleistung erbracht: 45 Patente wurden angemeldet, 50 technologische Prototypen generiert. Foto: ARC

zeit an der Nutzung von Gehirnsignalen als Eingabewerkzeug für Computer und die Steuerung von Maschinen. Potenzielle Anwendungen dieses innovativen Forschungsgebietes sind die berührungslose Steuerung von Computern oder Maschinen, wenn beide Hände bereits für andere Aufgaben benötigt werden, also etwa in der Chirurgie. Auch die renommierte Harvard University hat derzeit ein ähnliches Projekt in der Pipeline,

„doch wir sind in der Signalaufnahme weiter“, so Gornik.

Ebenso auf dem Gebiet der Umweltdatenerfassung ist zum Beispiel das ARC Seibersdorf Research in der internationalen Forschung ein führender Partner der EU. Daraus resultierende Entwicklungen sind hochwertige Systeme im Umweltmonitoring, die österreich- und weltweit im Einsatz sind. In Kärnten etwa steht seit 2005 eine neue Zentrale

für das Luftgütemessnetz, das durch Seibersdorf Research entwickelt und geliefert wurde. Das moderne Messsystem namens Uwedat – kurz für Umweltdatenmonitoringsystem – ermittelt Daten zur Luftgüte und Wetterlage, also etwa zur Schadstoffbelastung und Niederschlagsmenge. „Auch Oberösterreich, das Umweltbundesamt oder die niederösterreichische Umweltschutzanstalt haben bereits diese ‚smarten

Systeme“, erzählt Gornik. Die Verkehrstechnik hat ebenfalls aussichtsreiche Entwicklungen in der Pipeline: Seibersdorf Research hat Fahrerassistenzsysteme entwickelt, die autonomes Fahren ermöglichen. Führerlose Roboterfahrzeuge mit einem Sensorensystem könnten in Zukunft überallhin geschickt werden, wo der Einsatz für Menschen zu riskant ist.

Chip für Krebsdiagnose

Im Bereich Humandiagnostik haben die ARC gemeinsam mit der Uni Wien einen Biochip zur Diagnose von Schilddrüsenkrebs einer ersten erfolgreichen Prüfung mit Gewebeproben unterzogen. Gleichzeitig gelang es erstmals, mit einem Diagnostikchip für sepsisrelevante Keime in so niedrige Nachweisgrenzen vorzudringen, dass sie auch für einen klinischen Praktiker brauchbar sind. Damit wurde eine wesentliche technische Hürde überwunden. Auch Ansätze der Bioinformatik sind wichtiger Teil der aktuellen Entwicklungen: Mit dem Programm „Gene-Filter“ wurden etwa im Bereich des Designs von Tumordiagnostik-Biochips deutliche Fortschritte erzielt, die einen zeitsparenden Effekt haben.

<http://arcs.ac.at>

Erich Gornik: „Die Exzellenz in der Wissenschaft und Forschung für eine nachhaltige Generierung neuen technologischen Wissens ist unser erklärter Schwerpunkt“, erklärt der Geschäftsführer der Austrian Research Centers (ARC) GmbH.

Jeder dritte Auftrag aus dem Ausland

economy: Die ARC sind zuletzt in eine heftige politische Diskussion geraten, die den Blick auf die wissenschaftliche Arbeit verstellt hat. Wurden die wissenschaftlichen Ziele dennoch erreicht?

Erich Gornik: Die Austrian Research Centers können eine hervorragende technologische Wissensbilanz vorweisen. 45 neue nationale und internationale Patente wurden alleine im vergangenen Jahr von unseren Forschern angemeldet. Die hohe Innovationsleistung wird auch dadurch belegt, dass mehr als 50 neue technologische Prototypen generiert wurden. Auch der internationale wissenschaftliche Beirat der ARC-Holding bestätigt, dass sich die ARC auf dem richtigen Weg ei-

ner positiven Weiterentwicklung befinden, und stellt den Forschungsergebnissen ein ausgezeichnetes Zeugnis aus.

Wie „international“ sind die ARC?

Die Inspektion von Banknoten oder die Doping-Kontrolle sind nur zwei der erfolgreichen Beispiele dafür, wie die ARC im europäischen Spitzenfeld mitmischen. So kommen bereits mehr als 30 Prozent der Auftragszüge aus der Wirtschaft von internationalen Auftraggebern.

Mehr als 70 multilaterale EU-Forschungskooperationen verstärken die interdisziplinäre Exzellenz der ARC. Derzeit koordinieren die Austrian Research Centers zwölf „Integrierte EU-Projekte“ bezie-

hungsweise „Netzwerke“ in den Rahmenprogrammen der EU.

Wie sieht die unmittelbare Zukunft der ARC aus, welche Forschungsschwerpunkte werden verfolgt?

Die ARC verfolgen eine klare Exzellenzstrategie mit der thematischen Fokussierung auf vier interdisziplinäre Schwerpunkte: Nano-Science, Bioinformatik, Embedded Systems und Verkehrstechnologien sowie Umwelt-System-Forschung.

Welche strategischen Schwerpunkte werden Sie in Zukunft setzen?

Die ARC haben das Ziel, die technologische Innovationskraft am Standort Österreich nachhaltig zu stärken. Die ARC

Strategie „2004 plus“ ist eine Exzellenzstrategie, die sich nun seit gut zwei Jahren in Umsetzung befindet. Alle Indikatoren zeigen eindeutig, dass sie funktioniert und aufgeht. Die künftigen Schwerpunkte werden nun auch durch die neue Organisationsstruktur der ARC klar hervorgehoben und unterstützt. Das bildet sich in den neuen Geschäftsbereichen ab: Health Technologies, Information Technologies, Materials Technologies, Mobilität und Energie. Die größte Stärke unseres Unternehmens ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen den Schwerpunktbereichen, die es mit dieser Kapazität in Österreich sonst nicht gibt. Aber auch auf europäischer Ebene sind wir mit

unseren interdisziplinären Ansätzen, die jeweils eine kritische Größe haben, konkurrenzfähig. *masch*

Steckbrief



Erich Gornik ist Geschäftsführer der ARC GmbH und lehrt an der Technischen Universität Wien. Foto: ARC

Zehn Jahre „Nobelpreis“

Vor wenigen Tagen wurde der österreichische Wittgenstein-Preis zum zehnten Mal vergeben. Zum Jubiläum fand die feierliche Übergabe im Rahmen der Leistungsschau „Erlebniswelt Forschung“ statt.

Linda Maschler

„Wissenschaft macht Spaß, weil es Spaß macht, über schwierige Dinge nachzudenken“, – mit diesen Worten lässt Hannes-Jörg Schmiedmayer ein wenig von der Leidenschaft erahnen, mit der er seinem Beruf nachgeht. Der hochkarätige Wissenschaftler und heurige Preisträger des österreichischen Wittgenstein-Preises beschäftigt sich mit Fragen der Miniaturisierung im Bereich der Quantenoptik und -physik. Konkret wird er

Info

Zehn Jahre Wittgenstein-Preis – die Preisträger

- **2006, Hannes-Jörg Schmiedmayer.** Atomchips: Quantenoptik und Atomphysik auf einem Mikrochip
- **2005, Barry Dickson.** Entwicklung und Funktion von neuronalen Netzwerken. **Rudolf Grimm.** Ultrakalte Quantengase
- **2004, Walter Pohl.** Frühmittelalterliche Geschichten und Kulturen
- **2003, Renee Schroeder.** Biochemie
- **2002, Ferencz Kraus.** Quantenoptik, ultraschnelle Starkfeldprozesse
- **2001, Heribert Hirt.** Pflanzenmolekularbiologie. **Meinrad Busslinger.** Molekularbiologie
- **2000, Peter Markovich.** Angewandte Mathematik. **Andre Gingrich.** Ethnologie, Kultur und Sozialanthropologie
- **1999, Kim Ashly Nasmyth.** Zellzyklus bei Hefe
- **1998, Peter Zoller.** Theoretische Quantenoptik & Quanteninformation. **Walter Schachermayer.** Stochastische Prozesse in der Finanzmathematik. **Georg Gottlob.** Informationssysteme und künstliche Intelligenz
- **1997, Marjori und Antonius Matzke.** Epigenetik in Pflanzen. **Erich Gornik.** Halbleiternanotechnik
- **1996, Erwin Wagner.** Molekularbiologie. **Ruth Wodak.** Diskurs, Politik, Identität

mit seinem Wittgenstein-Preisgeld Fragestellungen rund um das Thema „Atomchip“ bearbeiten: Verschiedene Elemente der Quantenphysik – Photonen, Atome, Ionen und Festkörper – sollen in einen Atomchip gepackt werden. Die Herstellung eines solchen Chips könnte unter anderem die Informationsverarbeitung revolutionieren.

Nach fünf Auslandsjahren als Professor für Physik am Physikalischen Institut der Universität Heidelberg stehen Schmiedmayer nun in Österreich für seine weitere Arbeit 1,5 Mio. Euro für die Dauer von fünf Jahren zur Verfügung. Der Wittgenstein-Preis ist somit nicht nur der prestigeträchtigste, sondern auch der am höchsten dotierte Wissenschaftspreis Österreichs. Die Auszeichnung wird im Auftrag des Wissenschaftsministeriums seit 1996 durch den Wissenschaftsfonds FWF vergeben und ob seiner nachhaltigen Bedeutung bereits „österreichischer Nobelpreis“ genannt. Parallel zum Wittgenstein-Preis kommen



Der potenzielle Wissenschaftlernachwuchs beim Besuch der Leistungsschau „Erlebniswelt Forschung“. Foto: FWF

auch verdiente Nachwuchsforscher zum Zug: Fünf pro Jahr erhalten durch die sogenannten „Start-Preise“, welche die jeweiligen Forschungsarbeiten über sechs Jahre sichern und mit jeweils 1,2 Mio. Euro dotiert sind, höchste wissenschaftliche Weihen.

Die diesjährigen Start-Preisträger sind Hartmut Häffner, Physiker am Institut für Quan-

tenoptik und -information der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Projekt-titel: „Kopplung von Ionenfallen-Quantencomputern“), Norbert Polacek, Molekularbiologe an der Sektion für Genomik und RNomik, Medizinische Universität Innsbruck („Nukleotid-Analog-Interferenz im Ribosom“), Piet Oliver Schmidt, Physiker am Institut

für Experimentalphysik, Universität Innsbruck („Direkte Frequenzkamm-Spektroskopie mit Quantenlogik“), Josef Teichmann, Mathematiker am Institut für Wirtschaftsmathematik, Technische Universität Wien („Geometrie stochastischer Differenzialgleichungen“) und Gerald Teschl, Mathematiker an der Mathematischen Fakultät der Universität Wien („Spektralanalyse und Anwendungen auf Solitonengleichungen“).

Faszination Forschung

Nachwuchs und Wissenschaft war auch das Hauptthema, das der FWF anlässlich der heurigen Jubiläums-Preisvergabe ins Visier nahm: Mit der „Erlebniswelt Forschung“, einer ganztägigen Leistungsschau mit den 19 Wittgenstein-Preisträgern der letzten zehn Jahre und dem Rahmenprogramm „Dialog Forschung“ wollte man vor allem Schülern die Faszination der Forschung näherbringen und ihnen Einblick in die spannende Arbeit von Spitzenforschern gewähren. „Grundlagenforschung ist spannend, lustvoll und risikoreich – bei der Feldforschung etwa weiß man nie, was passiert!“, umschreibt die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak, erste Wittgenstein-Preisträgerin im Jahr 1996, die Herausforderung ihres Berufes.

www.fwf.ac.at

Christoph Kratky: „Nur die attraktivsten Arbeitsbedingungen sind für die Besten der Besten attraktiv genug. Das Match um die besten Köpfe wird härter, weil immer globaler“, sagt der Präsident des Wissenschaftsfonds FWF.

Wittgenstein-Preis erzeugt Sogwirkung

economy: In Österreich wurden erst vor zehn Jahren der Wittgenstein-Preis und die „Start-Preise“ ins Leben gerufen – eine im internationalen Vergleich späte Geburt. Haben diese Auszeichnungen dennoch in so kurzer Zeit an ausländische Vorbilder anschließen können?

Christoph Kratky: Es ist richtig, dass der Wittgenstein-Preis viele Jahre nach vergleichbaren ausländischen Preisen – etwa dem Leibnitz-Preis in Deutschland – ins Leben gerufen wurde. Das ist aber nicht unbedingt ein Nachteil. In der Tat haben wir bei der Konzeption des Preises auf die Erfahrungen in der Bundesrepublik zurückgreifen können. Ganz eindeutig hat sich der Wittgenstein-Preis in den zehn Jahren seines Bestehens hervorragend etabliert und sowohl im Inland als auch im Ausland höchste Anerkennung erlangt. Fragen Sie die bisherigen Wittgenstein-Preisträger. Die wer-

den Ihnen bestätigen, dass der Preis ihrem Standing in der internationalen Scientific Community, aber auch in der interessierten Öffentlichkeit extrem förderlich war und ist.

Wie sehr hat der Wittgenstein-Preis in diesen zehn Jahren die österreichische Forschung und Wissenschaft beeinflusst?

In einem Ausmaß, das nicht zu unterschätzen ist. Spitzenforscher erhalten mit dem Wittgenstein-Preis die Gelegenheit, ihre Forschung über einen Zeitraum von fünf Jahren mit ihren Teams entscheidend voranzubringen. Diese exceptionellen Teams beschäftigen junge Forscher von besonderer Leistungsstärke. Daraus entwickeln sich höchst produktive Inseln, die international bestens vernetzt sind. Durch die Entwicklung junger Talente vor Ort und durch den internationalen Austausch entsteht eine besondere Sogwir-

kung. Darüber hinaus macht der Wittgenstein-Preis wissenschaftliche Spitzenqualität sichtbar und wiedererkennbar, auch in der Bevölkerung.

Im Rahmen der heurigen Preisverleihung wurde die „Erlebniswelt Forschung“ präsentiert,

die vor allem auch jungen Menschen den Dialog mit Wissenschaftlern ermöglichte. Sollte man nicht über mehr Initiativen dieser Art nachdenken?

Keine Frage, es ist eine riesengroße und spannende Aufgabe, die Neugierde junger Menschen für die Forschung zu wecken. Die „Erlebniswelt Forschung“ war für den FWF ein sehr erfolgreicher Startpunkt, und das Feedback, das wir diesbezüglich erhalten haben, war durchwegs positiv. Der FWF wird sich zukünftig verstärkt in diesem Zusammenhang betätigen. Beispielsweise haben wir heuer zum ersten Mal hoch dotierte Wissenschaftskommunikationspreise ausgeschrieben. Ein weiteres bereits weit entwickeltes Projekt besteht darin, dass wir Mitarbeiter in FWF-Projekten dazu motivieren, in die Schulen zu gehen, um über den Beruf Forscher zu berichten. *masch*

Steckbrief



Christoph Kratky ist Präsident des FWF und lehrt Physikalische Chemie in Graz. Foto: Universität Graz

Special Innovation

Mit Strom gegen offene Wunden

Das Institut für Molekulare Biotechnologie packt medizinische Probleme an der Wurzel.

Linda Maschler

Eine kleine Wunde zu haben gehört für viele an sich gesunde Menschen zum Alltag. Wenn diese jedoch schlecht heilt, wird sie zum medizinischen Problem. Verzögerte Wundheilung stellt – vor allem angesichts der wachsenden Zahl von Diabetikern – eine Herausforderung für die moderne Medizin dar. Einem Team von Wissenschaftlern aus Österreich, Schottland, den USA und Japan ist jetzt der Nachweis gelungen, dass Elektrizität einen wesentlichen Einfluss auf die Wundheilung hat, indem – sehr vereinfacht dargestellt – durch das Anlegen eines elektrischen Feldes die Einwanderung von Zellen in die Wunde beschleunigt wird. Die Forscher hoffen, dass ihre Erkenntnisse zur Entwicklung neuartiger Methoden bei der Behandlung von schlecht heilenden Wunden führen werden.

Federführend bei diesem wertvollen Forschungsergebnis war der prominente österreichische Wissenschaftler Josef Penninger, Direktor des Wiener Instituts für Molekulare Biotechnologie (IMBA) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Die Wirkung der Elektrizität auf die Wundheilung ist ein populäres Beispiel für die Ziele dieser Forschungs-



Seit Mai 2006 betreibt das Institut für Molekulare Biotechnologie seine Forschungen im neuen Life Sciences Zentrum Wien im dritten Wiener Gemeindebezirk. Foto: IMBA/point of view

einrichtung. Auf der Grundlage molekularbiologischer Zusammenhänge soll das Verständnis für die Entstehung von Krankheiten erhöht werden. Die Wissenschaftler in sieben Arbeitsgruppen bedienen sich einer Reihe von Modellorganismen, um neue Forschungsansätze zu entwickeln. Die dabei kombinierten Methoden sind vielfäl-

tig: Systematische Genanalysen, Untersuchungen zu Zellmobilität und RNA-Interferenz kommen ebenso zum Einsatz wie etwa die Stammzellforschung. Ebenso unterschiedlich sind auch die möglichen zukünftigen Einsatzgebiete der am IMBA gewonnenen Erkenntnisse: Sie reichen von der Immunologie über Herz-Kreislauf-Erkrankungen

bis hin zur Krebstherapie. So wie bei den Untersuchungen zur Wundheilung durch elektrischen Strom sind internationale Kooperationen oft ein wesentlicher Teil des Erfolges: Daher will das IMBA die Zusammenarbeit mit qualifizierten Partnern aus dem akademischen und industriellen Umfeld weiter auf- und ausbauen. Die Ergebnisse der

Grundlagenforschung können auf diese Weise effektiv der anwendungsorientierten und klinischen Forschung zugeführt werden. Eine besonders enge Forschungsk Kooperation besteht bereits zwischen IMBA und dem Institut für Molekulare Pathologie (IMP), dem Grundlagenforschungszentrum von Boehringer Ingelheim.

Wirtschaft und Forschung

Seit Mai 2006 hat das Institut eine neue Heimat im Life Sciences Zentrum Wien. Gegründet wurde das IMBA als eine der ersten Kooperationen zwischen Wirtschaft und Forschung bereits im September 1999 auf Basis einer gemeinsamen Initiative der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und des Pharma-Unternehmens Boehringer Ingelheim – eine unmittelbare wirtschaftliche Verwertung von Forschungsergebnissen ist damit gewährleistet. Die Finanzierung teilen sich die Stadt Wien und das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Zusätzlich akquiriert das IMBA nationale und europäische Drittmittel für die Forschung sowie Gelder privater Sponsoren, sodass das aktuelle Forschungsbudget für 2006 immerhin 11,9 Mio. Euro erreicht.

www.imba.oeaw.ac.at

Jürgen Knoblich: „Unsere Motivation ist Neugier und nicht potenzielle Verwertbarkeit. Gleichzeitig verschließen wir aber nicht die Augen vor kommerziellen Interessen“, erklärt der Senior Scientist und stellvertretende Direktor am Institut für Molekulare Biotechnologie (IMBA).

Forschungsstandort Wien ist anerkannt

economy: Gibt es etwas wie „Vorzeigeprojekte“ des IMBA? Auf welche Forschungsergebnisse sind Sie besonders stolz?

Jürgen Knoblich: Innerhalb der letzten Monate gab es vor allem zwei Forschungsprojekte, die internationales Aufsehen erregt haben: Die Gruppe von Josef Penninger fand in Zusammenarbeit mit jener von Vic Small eine entscheidende Rolle von elektrischen Signalen bei der Wundheilung heraus. Die Hypothese ist, dass elektrische Felder über einen bekannten Signalübertragungsweg das Einwandern von neuen Zellen in die Wunde beschleunigen.

Ein zweiter Durchbruch kam von Thomas Marlovits, der den Aufbau der molekularen Struktur entdeckte, mit der Salmonellen Proteine in ihre Wirtszellen einschleusen. Die potenzielle Anwendung liegt hier auf der Hand: Die genaue Kenntnis dieser Struktur erleichtert das

Auffinden von Antibiotika, die diese „molekulare Maschine“ blockieren können.

In meiner eigenen Gruppe schließlich wurde ein Gen gefunden, das – zumindest bei Fruchtfliegen – die Zellteilung in Stammzellen des Gehirns kontrolliert. Fehlt dieses Gen, so wandeln sich die Stammzellen in sogenannte Tumorstammzellen um. Sie teilen sich unkontrolliert und erzeugen einen gigantischen Tumor, der die Fliege schließlich tötet. Das Gen existiert auch beim Menschen, und wir untersuchen derzeit seine Funktion bei höheren Tieren. Diese Ergebnisse haben besondere Relevanz, da sich unsere Vorstellung von der Tumorentstehung beim Menschen gerade grundlegend ändert und entarteten Stammzellen eine ganz besondere Rolle dabei zugeschrieben wird.

Wie war die internationale Anerkennung?

Es gibt wohl keine publizierten Forschungsergebnisse unseres Instituts, die nicht international anerkannt werden. Ich glaube, man kann ohne Übertreibung sagen, dass das IMBA und das IMP (Anm.: Institut für Molekulare Pathologie) zu den führenden Forschungsinstituten Europas gehören und der Forschungsstandort Wien auch von Kollegen in den USA und Asien als Vorbild für andere europäische Institute anerkannt wird.

Wie funktioniert Ihre Forschungsstrategie?

Das IMBA betreibt Grundlagenforschung – das heißt, unsere Motivation ist Neugier und nicht potenzielle Verwertbarkeit. Gleichzeitig verschließen wir aber nicht die Augen vor kommerziellen Interessen: Alle Veröffentlichungen durchlaufen einen „Screening“-Prozess, in dem die Patentierbarkeit un-

tersucht wird. Gibt es verwertbare Ergebnisse, werden diese auch patentrechtlich geschützt.

Welche Rolle spielt die internationale Vernetzung?

Unser Institut ist international besetzt – die gängige Sprache

ist Englisch. Wir sind deshalb auch darauf angewiesen, dass ausländische Mitarbeiter ohne große Probleme einreisen können und nicht durch ausländerfeindliche Parolen – etwa auf Wahlplakaten – abgeschreckt werden. IMBA-Mitarbeiter werden auch laufend zu internationalen Konferenzen eingeladen, wir sind weltweit vernetzt.

Das IMBA ist vor Kurzem in das neue Life Sciences Zentrum Wien übersiedelt. Welche Bedeutung hat der neue Standort für die Tätigkeit des IMBA?

Wir sind sehr stolz auf unser neues Gebäude. Kommunikation innerhalb und zwischen den Gruppen wird durch die Architektur forciert. Gleichzeitig ist der Standort in der Dr. Bohr-Gasse sicherlich unschlagbar in der Region – sowohl was wissenschaftliche Exzellenz, Visibilität als auch Infrastruktur betrifft. *masch*

Steckbrief



Jürgen Knoblich ist stellvertretender wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Molekulare Biotechnologie. Foto: IMBA/point of view

Blog Baroque für die Generation Handy

Die Evolaris Privatstiftung bahnt den Weg für neue Methoden des Lernens und der Kommunikation.

Ernst Brandstetter

Leidgeprüften Eltern ist es schon längst klar: Jugendliche gehen mit dem Handy völlig anders um als die Generation ihrer Erzeuger. „Für Jugendliche ist das Mobiltelefon kein technisches Gerät, mit dem man eben kommuniziert, sondern ein neues Organ – Teil von einem selbst“, wagt Otto Petrovic, Vorstand der Evolaris Privatstiftung, eine pointierte Beschreibung.

Dementsprechend ist das Nutzerverhalten, das Evolaris in Kooperation mit Partnerunternehmen intensiv untersucht, mit dem Ziel, neue Services für das Handy zu finden. Petrovic: „Jugendliche schalten beispielsweise ihr Handy nie aus. Wer Teil des sozialen Netzes sein will, in dem sich die Jugendlichen bewegen, muss auch online sein.“ Wurde früher wegen der hohen Minutenkosten knappstens telefoniert – unter den gestrengen Augen der Eltern – so schleichen sich gestützt auf neue Tarifmodelle auch neue Verhaltensnormen ein. Petrovic: „Es ist zum Beispiel durchaus häufig, dass Jugendliche per Handy gemeinsam Hausaufgaben machen. Das Handy bleibt dabei stundenlang eingeschaltet, und von Zeit zu Zeit werden diesbezügliche Kommentare, Fragen oder Erklärungen ausgetauscht.“ All das sieht Petrovic als Zeichen,

dass sich nach der Generation Internet jetzt eine Generation Handy etabliert. Und deren Mitglieder müssen anders angesprochen werden, will man ihre Kommunikationsformen etwa für schulische Zwecke nutzen. Die Evolaris Privatstiftung wird demnächst ein System testen, das sie im Rahmen eines EU-Projekts mit neun in- und ausländischen Partnern entwickelt hat: mobile Game-Based Learning (mGBL) – etwas, das Petrovic auch „Pervasive Gaming“, alles durchdringendes Spielen, nennt.

Generation Handy

Ein Beispiel, das demnächst getestet wird, erläutert das System, das dahintersteckt: So fühlen sich etwa viele Schüler vom Geschichtsunterricht über die Bauten des Barock angeedert. Hier hilft „Blog Baroque“. Nach einer kurzen Einführung, was Barock ist – zur Erinnerung: es handelt sich um den in Europa vorherrschenden Kunststil von etwa 1600 bis 1750 nach Christus – und ein wenig Stilkunde geht es für die Schüler hinaus auf die Straße. Sie sollen barocke Gebäude finden und mit dem Foto-Handy abbilden. Zuvor haben die Lehrer im Suchgebiet die Barockbauten mit Tafeln gekennzeichnet, die einen „2-D-Code“ enthalten. Wird ein derartiges Gebäude dann fotografiert und das Bild etwa per MMS auf die Schul-Website gestellt, kann



Eine kleine Kennzeichnung an den Gebäuden mittels 2-D-Code erlaubt die automatische Erkennung „richtiger“ Fotos im Blog Baroque. Foto: Bilderbox.com

der Computer automatisch erkennen, ob es tatsächlich ein barockes Gebäude ist, und den Schülern eine Rückmeldung geben, wie gut sie im Wettbewerb mit anderen Gruppen liegen. Petrovic: „Es gibt also ein spannendes Spiel in der realen Welt mit direkten Belohnungen.“ Den Einsatz derartiger Systeme kann sich Petrovic gut an Schulen oder Universitäten vorstellen. Das System selbst ist „technisch hochkomplex. Man muss

zudem genau wissen, was wie beim Anwender ankommt“, erklärt der Evolaris-Vorstand.

Auch im Wirtschaftsbereich können derartige Systeme neue Beziehungen zwischen Kunden und Unternehmen herstellen. Petrovic sieht etwa große Chancen im Fremdenverkehr, wenn man mit einem Handy ein Gebäude fotografiert und auf Basis des dabei erhaltenen Codes Erläuterungen oder Angebote auf dem Handy erhalten kann.

Eine andere Möglichkeit wären Plakate, die, wenn sie mit dem Handy fotografiert werden, Zusatzinfos über Preise und Einkaufsmöglichkeiten liefern.

Das Fernsehen kann ebenfalls mit dem Handy kommunizieren. Petrovic: „MTV Japan macht bereits 30 Prozent des Umsatzes über das Handy. Wer einen Code auf dem Bildschirm fotografiert und an eine bestimmte Adresse mailt, kann so Musik-Downloads bestellen.“

Killerapplikation SMS wächst weiter rasant

Neue Medien ersetzen nicht die alten Medien, sondern treten hinzu und generieren neue Nutzerprofile. Der Weg in diese Richtung ist mit Handys gepflastert: 95 Prozent aller Jugendlichen versenden oder erhalten täglich SMS. Mehr als zwei Drittel verschicken zwischen einer und fünf Meldungen pro Tag. 95 SMS pro Monat – eine Summe, die Eltern die Hände über dem Kopf zusammenschlagen lässt – stellen da keine Seltenheit dar. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn alle Mobil-

telefone sind mit der SMS-Funktion ausgestattet, und 60 Prozent der Mobilfunk-User verwenden diese Funktion mindestens einmal wöchentlich. Aber es wird noch besser: Fast ein Viertel aller Mobiltelefone haben bereits Kameras, 40 Prozent sind MMS-fähig, und knapp 12 Prozent verfügen bereits über einen E-Mail Client. Immerhin 3,3 Prozent sind sogar tauglich für die Videotelefonie. Hier tun sich neue Märkte auf, für die es noch keine Prognosen und Nutzerprofile gibt. bra



Game-Based Learning für mobile Schüler



Der gezielte Einsatz des Mobiltelefons als Lernhilfe soll durch ein grenzübergreifendes Projekt gefördert werden. Foto: Photocase.com

Ziel des Projekts „mobile Game-Based Learning“ (mGBL) ist es, die Wirksamkeit und Effektivität des klassischen Lernprozesses durch die Entwicklung von innovativen Lernmodellen, basierend auf Mobile Games, zu verbessern. Die neuen Technologien sollen vor allem in der Zielgruppe junger Leute zum Einsatz kommen. Innerhalb dieses Projekts haben sich insgesamt zehn Partnerorganisa-

tionen aus Großbritannien, Italien, Kroatien, Österreich und Slowenien zusammengefunden, um gemeinsam an der Entwicklung einer Plattform, die lernbezogene Inhalte übers Handy in einer spielerischen und innovativen Art präsentieren soll, zu arbeiten. Im Speziellen hat sich das Projekt zum Ziel gesetzt, eine eigene Prototyp-Spiel-Plattform zu entwickeln und zu testen. bra

Info

● **Evolaris Privatstiftung.** Die Stiftung startete als Evolaris Research Lab im Jänner 2001 als Träger eines Kompetenzzentrums im Rahmen des „K-ind-Programms“ des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit. Durch dieses Programm wurde die Finanzierung von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben bis 2007 sichergestellt. 2004 wurde das Evolaris Customer Experience Lab eröffnet, das sich mit der Analyse von webbasierten und mobilen Anwendungen beschäftigt. Anfang 2005 schließlich wurde das Evolaris Research Lab II mit den Schwerpunkten Medien und mobile Kommunikation ins Leben gerufen. Evolaris bietet seinen Kunden Forschung und Entwicklung auf internationalem Spitzenniveau. Derzeit arbeiten bei Evolaris 35 wissenschaftliche Mitarbeiter – Telematiker und Informatiker, Psychologen, Betriebswirte und Juristen – die gemeinsam einen Know-how-Pool mit umfassender Kompetenz bilden.

www.evolaris.net

Special Innovation

Reinhard Sefelin: „Ein intelligentes Produkt erkennt, in welchem Kontext sich sein Benutzer bewegt, und versorgt ihn je nach Situation mit mehr oder weniger Information“, erklärt der Research Coordinator des Wiener Usability Forschungszentrums Cure.

Das Universum im User-Kopf

Sonja Gerstl

economy: Sie tragen über Ihren optischen Gläsern eine zusätzliche Brille. Verraten Sie mir, warum?

Reinhard Sefelin: Diese Brille kommt bei unserer Forschungstätigkeit zum Einsatz, wenn wir Leitsysteme oder Räume testen. An der Brille ist vorn eine kleine Kamera eingebaut. Testpersonen tragen die Brille, die Kamera filmt mit, und ich als Benutzbarkeitsexperte kann nachher aufgrund der Aufnahmen analysieren, wie die Per-

sonen versucht haben, sich im Raum zu orientieren. Die Brille wird bei unserem neuen Projekt eingesetzt. Da geht es um die Frage: Wie gut finden sich Menschen eigentlich auf dem Bahnhof zurecht? Wie kommen sie zu ihrem Ticket via Fahrkartenautomat, zum richtigen Bahnsteig und so weiter? Ziel ist es, möglichst umfassend den Ist-Zustand der Informationsübermittlung auf dem Bahnhof zu erfassen.

Wohin geht der Trend in der Usability-Forschung? Welche

Anwendungen, welche Technologiebereiche beherbergen Potenzial?

Gerade für Cure als Forschungseinrichtung ist es enorm wichtig, zu schauen, welche zukünftigen Möglichkeiten es noch gibt. Feststellbar ist, dass sich die Forschung weg von der reinen Usability hin zur User Experience bewegt. Sicher spielen Benutzbarkeit und technische Funktionalität eine entscheidende Rolle, ob ein Produkt auf dem Markt reüssieren kann. Aber es gibt auch andere wichtige Faktoren wie Verpackung, Emotionen, Fun-Faktor und soziale Komponenten, die zusehends in den Vordergrund treten. User Experience bezeichnet das positive Gesamterlebnis des

Benutzers, vom Entstehen des Bedürfnisses über das ganzheitliche Produkt- beziehungsweise Dienstleistungs-Erlebnis bis zum Ende der Benutzung.

Was wäre aus Ihrer Sicht ein diesbezüglich ideales Produkt?

Ein intelligentes, quasi mitdenkendes mobiles Produkt, das erkennt, in welchem Kontext sich sein User gerade bewegt. Ein Gerät, das erkennt: Aha, jetzt befindet sich der Mensch gerade auf der Straße in einer hektischen Situation, da biete ich ihm nur relativ wenig Informationen – nämlich so viele, wie er gerade aufnehmen kann. Beziehungsweise ein Gerät, das weiß: Okay, der Benutzer sitzt jetzt entspannt im Kaffeehaus,

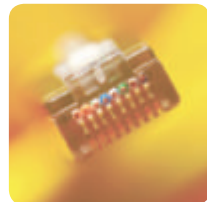
da kann ich ihm mehr Information bieten, weil er mehr aufnehmen kann.

www.cure.at

Steckbrief



Reinhard Sefelin ist Research Coordinator von Cure. Foto: CURE



Einladung

NTS Security Forum 2006

Erfahrungen, Lösungen und Produkte im Bereich Firewalls, Intrusion Prevention, Anti-Virus, Anti-Spam-Lösungen und Managed Security Services.

Wien: Dienstag, 10. Oktober 2006, ab 14:30 Uhr
Ort: Cisco Systems, in Wien (Millennium Tower)

Graz: Mittwoch, 11. Oktober 2006, ab 14:30 Uhr
Ort: Orangerie im Grazer Burggarten

Neben einschlägigen Fachvorträgen werden den Teilnehmern am Forum Experten von CISCO SYSTEMS, TREND MICRO und der NTS AG zum Informationsaustausch und für Fachgespräche zur Verfügung stehen.

Programmschwerpunkte

- Einführung in die Cisco ASA 5500-Serie, welche auf der bewährten Cisco Firewall-Technologie aufgebaut ist und Intrusion Prevention Services, Anti-X und VPN Services in einem Gerät integriert. So bietet sie Unternehmen einen hochwertigen Schutz durch eine leicht zu administrierende Lösung, bei gleichzeitiger Reduzierung der operativen Kosten im Vergleich zum Einsatz von mehreren Einzelprodukten.
- Präsentation der Anti-X Protection am Gateway von Trend Micro. Durch die Zusammenarbeit der Marktführer Trend Micro und Cisco wurde die Forderung von Unternehmen nach einer umfassenden, mehrschichtigen Sicherheitslösung im Gatewaybereich erfüllt.
- Vorstellung neuer Managed Security Services. Unternehmen stehen heute vor der Aufgabe, ihr Netzwerk vor einer zunehmenden Zahl an Bedrohungen aus dem Internet zu schützen. Mittels Managed Security Services können diese Risiken langfristig, kostengünstig und zuverlässig minimiert werden.

Für einen gemütlichen Ausklang ist durch ein Buffet und eine steirische Weinverkostung unter fachkundiger Anleitung eines Weinakademikers gesorgt.

Die Teilnahme am Security Forum 2006 ist kostenlos!
Anmeldung erforderlich per E-Mail an anmeldung@nts.at
Alle Details erfahren Sie unter www.nts.at



Die Wiener Usability-Forschung sucht nach Lösungen für unterschiedliche komplexe Alltagsprobleme. Foto: CURE

„Usability“ aus Wien

Das Forschungszentrum Cure löst Alltagsprobleme.

Das Wiener Forschungszentrum Cure ist im Bereich Usability Research and Engineering, Human-Computer Interaction, User Interface Design und User Experience Engineering aktiv. Ausgangspunkt ist dabei die Frage: Warum bereiten uns viele Dinge des täglichen Lebens ziemliche Schwierigkeiten, obwohl sie eigentlich entwickelt wurden, um Probleme zu lösen? Usability, also Benutzbarkeit,

dient als Schlüssel zur Auflösung solcher komplexer Alltagsprobleme. Die Qualität eines Interface, der Schnittstelle zwischen Mensch und System, bestimmt, wie wir damit umgehen, ob wir es benutzen können, ob wir damit zu dem gewünschten Ergebnis kommen – oder nicht. Das Interface als Benutzeroberfläche bestimmt aber auch ganz wesentlich den Wert und Erfolg eines Systems, Produkts, Ser-

vices oder einer Technologie – egal, ob Mobiltelefon, Bedienungsanleitung oder Website.

Die Forschung erzielt damit doppelten Nutzen: Benutzer profitieren aufgrund erhöhter Zufriedenheit, Zeit- und Energieersparnis sowie leichter Erlernbarkeit der Systeme; Produzenten und Entwickler wiederum sichern sich Kostenersparnis, funktionelles Design und zufriedeneren Kunden. sog

Special Innovation

Mobile Arbeitswelten

M-Business gilt für Österreichs Mobilfunkbetreiber als neuer Hoffungsmarkt.

Sonja Gerstl

Kaum eine andere Sparte auf dem österreichischen Markt entwickelt sich derzeit so dynamisch wie jene des Mobile Business. Aus aktuellen Erhebungen von Austrian Internet Monitor (AIM) Business vom April 2006 geht hervor, dass bereits mehr als 50 Prozent aller Business User über Notebooks verfügen. Schon jedes fünfte heimische Unternehmen statet seine Mitarbeiter mit Personal Digital Assistants (PDA) aus – das entspricht einer Verdoppelung gegenüber dem Vorjahr. Die Nutzung von Mobiltelefonen in Firmen liegt derzeit bei 84 Prozent. Inklusive Privatkundenbereich werden in Summe mehr als 50 Prozent aller Telefoniminuten über das Handy abgewickelt.

Frühphase

Interessant ist dabei das Ergebnis des Ländervergleichs einer Studie der Unternehmensberatungsfirma Arthur D. Little, die kürzlich fertiggestellt wurde. Demnach befindet sich Österreich noch in der „Frühphase“, während hingegen skandinavische Länder, aber auch die USA oder Japan uns hier um einiges voraus sind.

Unter Österreichs Mobilfunkbetreibern herrscht Goldgräberstimmung – das Markt-

Potenzial ist noch lange nicht ausgeschöpft. Alleine für den Bereich mobile Breitband-Dienste prognostizieren aktuelle Untersuchungen eine 20-prozentige Steigerung bis 2010. Michael Fried, Marketing- und Sales-Geschäftsführer von One: „Mehr als jedes fünfte Unternehmen ohne mobilen Datentransfer interessiert sich bereits dafür. Es liegt an uns, all jene zu überzeugen, dass Mobilkommunikation den Arbeitsalltag effizienter gestaltet und darüber hinaus auch noch Kosten sparen hilft.“

Schutzmaßnahmen

Möglichkeiten und Potenzial von Mobile Business haben zwischenzeitlich aber nicht nur eine rasant wachsende Zahl begeisterter User gefunden, sondern auch Hacker und andere Bad Boys virtueller Computerwelten auf den Plan gerufen. Zunächst einmal wurden in erster Linie ausführbare Dateien eingeschleust, Headsets außer Gefecht gesetzt oder Icons ausgetauscht – nur um zu beweisen, dass Hacker in der Lage sind, das zu tun. Solche Spielereien sind auch aus den Anfängen der PC-basierten Viren bekannt. Im Februar 2006 tauchte der erste javafähige Handy-Virus auf, einen Monat später folgte der erste Cross-Plattform-Schädling, der via PC ein Smartphone infizieren kann und umgekehrt.



M-Business ist mehr als drahtlose Kommunikation. M-Business bedeutet Infrastruktur, Lösungen und Services, egal wo man sich gerade aufhält. Fotos: ONE

Im April verbreitete sich ein Spyware-Programm in der mobilen Welt. Die Anzahl der verfügbaren Telefone ist sicher der wichtigste Faktor für die weitere Entwicklung, der zweite Faktor ist die mobile Plattform. 99 Pro-

zent der mobilen Viren kommen derzeit auf Symbian, das am weitesten verbreitete Betriebssystem für Smartphones. Ein paar versprengte Schädlinge haben es noch auf Windows Mobile abgesehen. Experten emp-

fehlen ein ähnliches Maßnahmenpaket, wie es für Laptops gilt – also Firewall, Intrusion Prevention, Bluetooth/Infrared Control, Virtual Private Network (VPN), Integrity Manager und eine Antivirus-Lösung.

Michael Fried: „Wir müssen leicht verständliche Anwendungen schaffen und einfach zu bedienende Endgeräte anbieten, die einen problemlosen Einstieg in die mobile Arbeitswelt ermöglichen“, erklärt der für Marketing und Sales zuständige One-Geschäftsführer.

Das Büro im Jackentaschenformat

economy: „Mobile Business“ lautet das Gebot der Stunde. Welche Services stehen bei den Anwendern derzeit besonders hoch im Kurs?

Michael Fried: Im Telefoniebereich dominiert das Handy die Kommunikation. Mehr als die Hälfte aller Telefoniminuten wird bereits mobil durchgeführt, und die Tendenz ist stark steigend. Produkte wie die mobile Nebenstellenanlage von One, die eine flexiblere und kostengünstigere Alternative zum Festnetz darstellt, unterstützen diesen Trend. Auch im Datenbereich geht die Entwicklung in Richtung mobil. Ob mobiles Senden und Empfangen von E-Mails oder der mobile Zugriff auf Firmennetzwerk und -daten: Immer mehr Unternehmen staten ihre Mitarbeiter mit mobilen Endgeräten wie Smartphones, PDA oder UMTS/HSDPA-Da-

tenkarten für die Nutzung von mobilem Breitband aus.

Welche Herausforderungen bringt das für die Mobilfunkbranche mit sich?

Der Mobilfunkmarkt war in der Vergangenheit sehr technikgetrieben. Es gilt nun, die Technik wieder an die Bedürfnisse der Kunden anzupassen. Wir müssen leicht verständliche Anwendungen schaffen und einfach zu bedienende Endgeräte anbieten, die einen problemlosen Einstieg in die mobile Arbeitswelt ermöglichen. Einer der stärksten Trends im Mobile Business-Bereich geht in Richtung Lösungsvertrieb. Hier sind Integrationslösungen in bestehende IT-Infrastruktur mithilfe von Partnern wie ACP oder Mobil-Data gefordert, um dem Kunden eine optimale Abdeckung mit mobilen Lösungen

zu garantieren – nämlich Telefonie, Mail Services wie Outlook auf dem Handy und Anbindungen an Datenbanken mit gesicherten Synchronisationsmöglichkeiten.

Können sich die Österreicher auch mit Special Offers wie „Mobile Payment“ anfreunden?

M-Payment ist eine wichtige mobile Anwendung für Privatkunden, die stark an Bedeutung gewinnt. Durch unsere Beteiligung an Paybox haben wir eine der weltweit ersten betreiberübergreifenden Bezahlösungen realisiert. Über zwei Mio. private Vertragskunden haben so die Möglichkeit, bei 6000 Akzeptanzstellen via Handy zu bezahlen. Das Thema M-Payment ist jedoch nur für Privat- und weniger für Business-Kunden ein Thema. Welches Unternehmen bezahlt schließlich schon ger-

ne die Online-Einkäufe seiner Mitarbeiter?

Die immer komplexer werdenden Handy-Software-Programme haben zwischenzeitlich Hacker auf den Plan gerufen. Wie kann man sich als Benutzer vor unliebsamen Übergriffen schützen?

Bei Computern sind Viren schon lange ein lästiges Thema. Auch auf Mobiltelefonen tauchen Viren immer häufiger auf. Handy-Viren können sich dabei per MMS oder per Bluetooth verbreiten. Sie sind für den Empfänger meist nicht erkennbar, da der Text und der Absender der Nachricht bekannt sind. Je nach Handy-Virus reichen die verursachten Schäden vom Verlust der Daten bis zur Beschädigung des Handys. Vor allem Handys mit Symbian- oder Windows Mobile-Be-

triebssystem sind durch Viren gefährdet. One bietet in Kooperation mit F-Secure einen Handy-Virenschutz auf www.one.at/handyvirus zum Download. Dies ist aus unserer Sicht der einzige effiziente, vollständige Schutz vor Handy-Viren. sog

Steckbrief



Michael Fried ist Marketing- und Sales-Geschäftsführer von One. Foto: ONE/Spola

Agenturbilder lernen laufen

Apa-Multimedia erweitert die Leistungspalette um Video-Content für Portale und mobile Nutzer.

Ernst Brandstetter

Man hat sich schon gefragt, woher die vielen Video-Angebote kommen sollen, die in Zukunft Internet-Portale und mobile Gadgets bereichern sollen. Noch im Herbst dieses Jahres bringt jedenfalls die Multimedia-Unit der Austria Presse Agentur (Apa) ihre ersten Video-Content-Pakete auf den Markt und reagiert damit auf die starke Nachfrage nach professionellen Laufbild-Angeboten.

„Wir wollen mit diesen neuen Produkten nicht nur dringende Kundenwünsche befriedigen, sondern auch dem Trend unserer internationalen Partneragenturen folgen“, erklärt dazu Apa-Multimedia-Chef Marcus Hebein. Dennoch geht die Apa auch bei dieser Neuentwicklung einen eigenen Weg, gilt es doch, die spezifisch österreichische Kundenlandschaft mit vergleichsweise wenig TV-Stationen, dafür einem hoch entwickelten Portalmarkt und ausgereiften Mobil-Lösungen zu bedienen.

Entlang der Produktlinie von Apa-Multimedia sind laut Hebein auch die Video-Angebote als komplette Fertiglösungen (Ready-made Clips) konzipiert, die ohne weitere Bearbeitung oder Wartung direkt in den Kunden-Sites implementiert werden können. Den besonderen Vorteil eines Laufbild-Angebots einer Nachrichtenagentur sieht Apa-Chefredakteur Michael Lang einerseits in der Einbettung aktueller Video-Datenströme in ein komplettes Nachrichtenangebot in Wort und Bild, „wodurch der



Bewegte Bilder haben Zukunft. Aus Clips mit Unterhaltungswert könnten gestaltete und moderierte Nachrichtenmagazine – etwa aus dem Apa-Newsroom – werden. Foto: APA

Clip auf Portal oder Handy erst in den richtigen Zusammenhang gestellt wird“. Zum anderen seien eine erfahrene Redaktion und internationale Partner mit einem äußerst breiten Laufbildangebot die richtigen Voraussetzungen für glaubwürdige Nachrichten-Video-Lösungen.

Society und Kurioses

An ein Nachrichten-Vollangebot ist seitens der Apa allerdings im Laufbildbereich nicht gedacht. „Derzeit sind neben den illustrativen Elementen zu Pflichtstücken der Breaking News, die auch etwas abseits der traditionellen Nachrichtengebung gestaltet sein können, vor allem Society, Entertainment und Kurioses gefragt“,

betont Lang. Ein Element des traditionellen Agenturgeschäfts wird allerdings auch im Video-Bereich beibehalten: Die Geschäftsmodelle haben vorerst fast ausschließlich Abonnementcharakter. „Die Kunden erwarten von uns Gesamtlösungen und keinen Detailverkauf. Unsere Stärke liegt im fertigen Datenstrom, der zeitgerecht, regelmäßig und in gewohnter Apa-Qualität geliefert und implementiert wird“, so Hebein.

In der ersten Stufe will sich die österreichische Nachrichtenagentur auf eine Grundversorgung mit Videopaketen zu jeweils fünf bis sechs Clips pro Tag konzentrieren. Das internationale Material, das in der Apa-

Zentrale am Wiener Naschmarkt bearbeitet, geschnitten, vertont und für den Heimmarkt aufgearbeitet wird, stammt von Agenturpartnern, die zu den größten Videoanbietern weltweit zählen. Österreichische Feeds werden vorerst gemeinsam mit bestehenden Laufbild-Anbietern gestaltet, eine redaktionelle Eigenaufbringung ist in Prüfung. „Wir betreten hier neue Gefilde, die sich in Bezug auf Userverhalten, inhaltliche Schwerpunkte, technische Formate, aber auch Finanzierungsmodelle nur in enger Zusammenarbeit mit dem Kunden erschließen lassen. Insofern scheint es uns angebracht, Schritt für Schritt gemeinsam mit dem Markt vorzugehen“, beschreibt

Chefredakteur Lang den geplanten Weg.

Weiter reichende Ideen liegen natürlich bereits auf dem Reißbrett. So scheinen gestaltete und moderierte Nachrichtenmagazine – etwa aus dem Apa-Newsroom, aber auch mit dem Branding des jeweiligen Kunden beziehungsweise Medienhauses – mit mehreren Beiträgen in einem Format mit mehreren Updates pro Tag ebenso der Nachfrage zu entsprechen wie Sonderpakete zu Schwerpunktthemen. „Eine multimediale Anreicherung solcher Themen etwa mit interaktiven Grafiken, Audio-Slideshows, Votings oder Gewinnspielen scheint hier die logische Konsequenz zu sein“, blickt Hebein in die nahe Zukunft seines Produktionsbereiches.

Eine weitere Kernkompetenz der Apa als technischer Dienstleister für Datenbanklösungen und Media-Distribution kommt auch im Zusammenhang mit dem neuen Video-Schwerpunkt nicht unangelegen. Lang: „Die Entwicklung einer Video-Plattform analog zur Bild-Plattform unserer Fotoagentur Apa-Images ist bereits abgeschlossen. Die Funktionalität dieser Syndication-Lösung reicht von Speicherung und Verteilung von Laufbildinhalten in allen gängigen Formaten über Abrechnungstools bis zum Rechte-Management. Dadurch werden Austausch, Vermarktung und Verrechnung von Video-Inhalten verschiedenster Anbieter in Österreich, aber auch international deutlich erleichtert.“

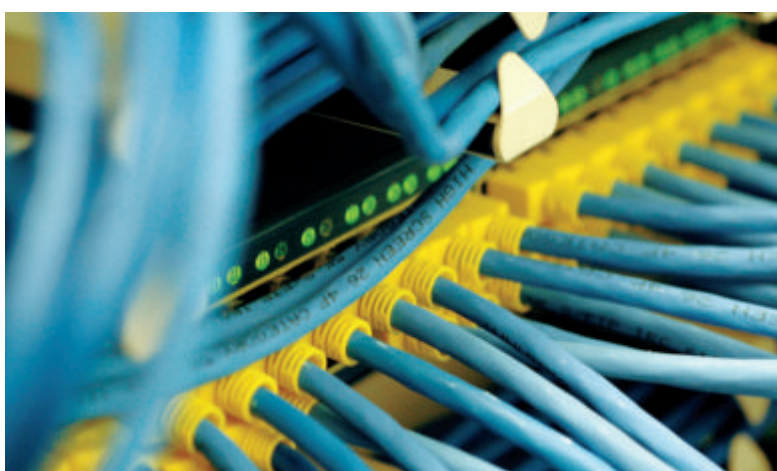
www.apa.co.at

Kein Ausschluss unter dieser Nummer

Neue Avaya-Telefonielösungen unterstützen offene Standards für IP-Telefonie.

Fremdgehen war immer schon kritisch. So ist es in vielen Netzwerkumgebungen noch heute die Regel, dass man mit dem Erwerb eines Systems auch eine kommunikative Monogamie auf Zeit eingehen muss. Die neue Version der IP-Telefonielösungen von Avaya, VPN Remote for IP Phones 2.0, dagegen unterstützt dezidiert offene Netzwerkstandards. Damit wird es für Unternehmen leichter, in Zukunft ihren Mitarbeitern an dezentralen Standorten hochwertige Kommunikationslösungen anzubieten.

Mitarbeiter, die von zu Hause oder unterwegs aus arbeiten, können so die gleichen IP-basierten Kommunikationslösungen wie im Büro nutzen, indem sie ihr IP-Telefon mit minimalem Aufwand bei sich



Keine Angst vor fremden Netzwerken. Avaya setzt auf offene Standards bei Telefonielösungen. Foto: Photocase.com

installieren – vergleichbar mit der Inbetriebnahme eines Laptops für eine VPN-Verbindung ins Internet. Das gilt jetzt auch für VPN-Umgebungen von Cis-

co und Juniper Networks. „Immer mehr Menschen arbeiten von zu Hause aus. Nach einer IDC-Studie werden 2009 allein in den USA zehn Millionen und

in Westeuropa neun Millionen Menschen von zu Hause oder einem dezentralen Standort aus arbeiten, was einem Wachstum von zehn Prozent von 2004 bis 2009 entspricht. Dies stellt sowohl große als auch mittelständische Unternehmen vor neue Herausforderungen“, erklärt Walter Becvar, Managing Director von Avaya in Österreich. „Die größte Herausforderung dabei ist die Bereitstellung qualitativ hochwertiger Kommunikationslösungen, um einerseits die Produktivität zu steigern, gleichzeitig aber auch die Kosten im Blick zu behalten.“

So kann ein externer IT-Administrator die Verbindungs- und Sprachqualität jedes Nutzers selbstständig überwachen, und auch der Anwender kann

alle für die Qualitätssicherung benötigten Daten direkt von seinem Telefon einsehen und an den Administrator weiterleiten. Mithilfe dieser Funktionalität können IT-Administratoren dezentral arbeitenden Mitarbeitern den gleichen Service Level für ihre VoIP-Lösung garantieren, als würden sie im Büro sitzen. *bra*

www.avaya.at

Das Special Innovation entsteht mit finanzieller Unterstützung von ECAustria. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

Dossier Arbeit

Traumziel Eiffelturm

Die Welt ist in Bewegung. Gleichzeitig werden die Grenzen immer dichter. Mehrere Streiflichter geben Einblicke in fast verborgene Arbeitswelten – abseits von Hightech und Glamour.

Ahmed Belloumi hatte einen Traum: Einen Job zu haben, der ihm ein entsprechendes Einkommen ermöglichen und eine Perspektive mit Zukunft schaffen würde – mit Familie und Kindern. Nichts Außergewöhnliches. Der Enddreißiger aus Tunesien entschied sich, einen guten Job im Tourismus gegen eine vage Zukunft einzutauschen. Und für eine nicht näher bestimmte Zeit auch sein Heimatland zu verlassen. Frankreich war das Ziel. Eine über ein Touristenvisum hinausgehende Aufenthaltsbewilligung zu bekommen, war aber so gut wie nicht möglich.

Zumindest die Auslandsreise hat geklappt. Ahmed flog nach Paris. Das war vor gut zwei Jahren. Das Touristenvisum lief schließlich ab, doch Ahmed blieb an der Seine, tauchte als U-Boot unter. Gerade einmal ein paar Euro in der Tasche, um zumindest die erste Zeit überstehen zu können.

Irgendeine Arbeit zu finden ist in Paris kein Problem. Jeder, der hier ankommt, kennt irgendjemanden, der einen Schwager hat, der was weiß, wo man auf die Schnelle eine Bleibe oder einen Job findet. Die Dienstleistungsbranche, vom Paketdienst, dem Catering-Zustell-Service bis hin zur Auslieferung von Backwaren, aber auch Hilfstätigkeiten in Supermärkten, bietet beliebte Aushilfsjobs, wo kaum nach Papieren gefragt wird. Die Arbeitgeber schätzen die Arbeitskräfte. Sind sie doch billig, willig, und bei Meinungsverschiedenheiten oder Launen des Chefs können sie schnell wieder auf die Straße gesetzt werden. Soziale Leistungen entfallen gänzlich, daher sind diese Arbeitnehmer bei den Unternehmen sehr beliebt. Hire and Fire lautet das Prinzip.

„Ahmed ist erpressbar“, sorgt sich sein seit fast zwei Jahrzehnten in Wien lebender älterer Bruder Karim, der als Schlüsselperson fürs Gesundheitswesen von Österreich angeworben wurde und Karriere gemacht hat. Und seit zehn Jahren Österreicher ist. Schnell hat Karim Deutsch gelernt, einerseits weil es ihn interessierte und beruflich wichtig war. Aber auch, weil seinem Arbeitgeber sehr daran gelegen war, dass sein Mitarbeiter ordentliche Kurse belegen konnte, um die Sprache auch gut zu erlernen. Das Unternehmen vermittelte und bezahlte Karim die Sprachkurse.

„Ich habe einerseits überhaupt nicht verstanden, dass mein Bruder einfach weggeht, in eine ungewisse Zukunft, ohne Visum, fast ohne nichts“, sagt Karim. Andererseits hat der Job in der Tourismuswirtschaft in Tunesien Ahmed zu wenig Geld eingebracht, damit er seine Träume hätte verwirklichen können. Er arbeitete zunächst einmal bei einem Bäcker, wo er Brot und Gebäck in Paris zustellte. Der wöchentlich vereinbarte Lohn wurde nur zweimal pünktlich bezahlt. Nach der dritten und vierten Woche blieb ihm sein Arbeitgeber den Lohn schuldig. Finanzielle Engpässe wurden Ahmed als Grund genannt.

Über die Runden kommen

Ein Umstand, der an den Nerven zehrt. Schließlich heißt es Geld verdienen, um zumindest fürs Erste über die Runden zu kommen. Ein Job in einem Supermarkt folgte. Gleichzeitig wurde Ahmed ein Nebenraum im Supermarkt angeboten. Übers Wochenende konnte er das Zimmer nicht verlassen oder er musste woanders schlafen, weil ihm kein Schlüssel aus-

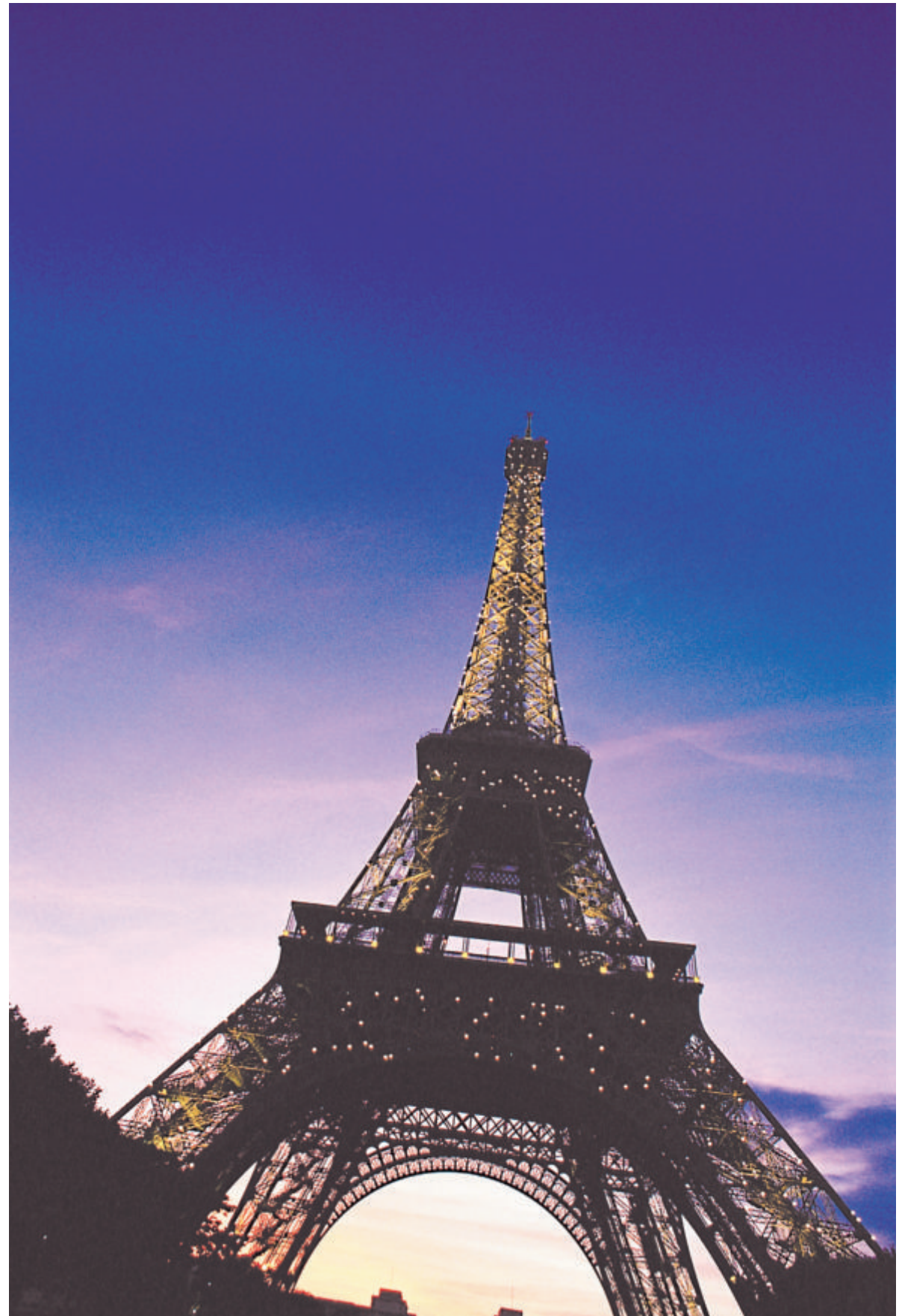


Foto: Photos.com

gehündigt wurde. Den goldenen Westen hatte er sich bis dahin jedenfalls anders vorgestellt.

Ortswechsel Istanbul. Anna und Sergej aus Moldawien hat es in die Stadt am Bosphorus gezogen. Seit gut fünf Jahren arbeitet Anna als Kindermädchen bei derselben Familie. Zwei Jahre zuvor war sie aus der ehemaligen Sowjetrepublik mit ihrem Mann Sergej nach Istanbul gekommen, der dort als Handwerker tätig ist. Über ein Touristenvisum sind die beiden eingereist.

Die Sprache war zu Beginn ein Hemmnis. Allerdings spricht Anna bereits recht gut Türkisch, das sie über das Babysitting gelernt hat. Ihre Mission scheint trotz der Sprachbarriere und dem Zwang, Geld verdienen zu müssen, einfacher als die von Ahmed Belloumi in Paris.

Allerdings hat ihr Migrantendasein einen Haken: Ihre Tochter befindet sich in der Zeit während ihrer Abwesenheit bei Annas Eltern. Die beiden Moldawier können immer nur bis zu

einem halben Jahr in der Türkei bleiben und müssen dann wieder ausreisen. Dieses Wechselspiel des Ein- und Ausreisens scheint mühsam, passt den beiden aber in ihre Planung, da sie in Moldawien eine Existenz errichten. Der Weg nach Europa und eine gültige Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten scheint indes für die beiden Moldawier so unmöglich zu sein wie für Ahmed Belloumi aus Tunesien.

Fortsetzung auf Seite 26

Dossier – Arbeit

Fortsetzung von Seite 25

Ortswechsel Schwarzmeerküste, Türkei. Auch für die Türkei ist Europa eine dicke Festung geworden. Für den 46-jährigen Bülent ist das nicht so wichtig, wengleich die Verdienstaussichten für ihn schon ein Anreiz wären, das Land für ein paar Jahre zu verlassen. Um aber auch wieder zurückzukehren, wie er meint. „Ich habe mir überlegt, nach Deutschland oder Österreich zu gehen“, sagt der Gärtner. Er ist heute aber zufrieden. Lebt mit seiner Frau und den beiden 19 und 22 Jahre alten Söhnen an der Schwarzmeerküste, etwa 150 Kilometer von Georgien entfernt. „Ich bin zufrieden, lebe hier in der Natur. Eigentlich weiß ich gar nicht, ob ich in der Fremde so glücklich werden würde“, meint Bülent. Nach Mitteleuropa würde er schon gerne verreisen, aber auch bald wieder zurückkom-

men. Große Hoffnungen setzt er in die Verhandlungen der Türkei mit der EU, damit sich vielleicht einmal im Osten der Türkei ein kleiner Wirtschaftsaufschwung bemerkbar macht. Und die Aussichten sind derzeit gar nicht so schlecht. Nach 40 Jahren Hinhalten hat die im Oktober 2005 von der EU beschlossene Aufnahme von Beitrittsverhandlungen neue Zuversicht gebracht – auch wenn das hieße, dass ein EU-Beitritt erst im 2010 oder gar 2015 möglich wäre.

EU als Leitlinie

Die Perspektive ist wichtig, vor allem aber auch, dass die Versprechungen, die sich in den vergangenen vier Jahrzehnten angehäuft haben, endlich von Europa eingehalten werden. Einer von Bülents Söhnen hat bereits von einem EU-Projekt profitiert. Nach der Matura bekam Levent (22) keinen Job. In einem EU-geförderten vierteljähr-

lichen Lehrgang konnte er die Grundzüge des Fliesen- und Sanitärgeschäfts mit praktischen handwerklichen Fähigkeiten sowie Schulungserfahrung erlernen. Mangels Vorhandenseins qualitativer Arbeitsplätze, vor allem aber weil er noch keinen Stellungsbeleg für den Armeedienst erhalten hat, hat der 22-Jährige derzeit keine Aussicht auf einen Job.

Ortswechsel München. Der Pflegedienst der Stadt an der Isar hatte vor Jahren ähnliche Probleme wie die Pflegedienste in Österreich, die zuletzt auch die Familie von Bundeskanzler Wolfgang Schüssel zu spüren bekam. Ausgebildetes Personal, das dazu noch bereit war, zu den unattraktiven Arbeitszeiten zu arbeiten, zu Niedriglöhnen, versteht sich, war in der bayerischen Landeshauptstadt und Hochlohnmetropole Deutschlands nicht so einfach zu finden. Die staatlich geprüfte Altenpflegerin Jutta Harter kann

ein Lied davon singen. „Wir haben massive Probleme gehabt, die Stellen zu besetzen.“ Um den Pflegenotstand in den Griff zu bekommen, haben die bayerischen Krankenanstalten in Ex-Jugoslawien Personal angeheuert. Exzellente ausgebildete Krankenschwestern – manche waren sogar Absolventinnen eines Kurzstudiums oder ausgebildete Medizinerinnen – wurden so durch halb Europa nach München gebracht. Die Quote für Beschäftigte im Gesundheitswesen aus Nicht-EU-Ländern wird seither permanent den Anforderungen angepasst.

Ortswechsel Wien. Zeitungen verkaufen ist für einen Österreicher nicht gerade das, wovon er sich Reichtum, Ruhm und Karriere verspricht. Der Ägypter Hamid ist seit 20 Jahren in der Bundeshauptstadt als Kolporteur unterwegs. Der 56-Jährige meint, dass er „noch fünf Jahre machen“ wird, dann will er in seine Heimat zurückkehren, wo die Familie auf ihn wartet. Kollegen von Hamid haben es eine Spur glücklicher erwischt. Sie haben nach Abschluss des Studiums und vergeblicher Mühe, einen Turnusplatz zu bekommen, mit dem Taxifahren begonnen.

Abhängigkeit vom Chef

Ob es da die Haushälterin Valeria aus Bulgarien besser erwischt hat, die über den Umweg Izmir mit einer türkischen Topmanagerin nach Wien gezogen ist, um hier den Haushalt und das fünfjährige Töchterchen zu hüten, darf bezweifelt werden. Sie hat zwar die Aufenthaltserlaubnis ebenso erteilt bekommen wie die Managerin des transnationalen Pharmakonzerns. Auch die Bulgarin hat ihre Angehörigen zurückgelassen, um in ein fremdes Land zu gehen, wo sie weder Sprache noch Menschen kennt. Aufgrund der Beschäftigungsbewilligung, die vom Unternehmen ihrer Arbeitgeberin in einem Zug beantragt wurde, hat sie jedoch nur das Recht,

so lange in Österreich zu arbeiten, wie sie in dem Haushalt beschäftigt ist. Falls sie den Arbeitgeber wechseln will, heißt es zurück in die Türkei oder in ihre Heimat Bulgarien.

Valeria teilt ihr Schicksal mit Tausenden Frauen von den Philippinen, die als Gastarbeiterinnen in den Golfstaaten im arabischen Raum arbeiten und in der Funktion als Kindermädchen mit ihrer arabischen Familie, wenn nötig, um die halbe Welt reisen. Die wirtschaftliche Not treibt die Frauen dazu, sich vollends in die Abhängigkeit ihrer Arbeitgeber zu begeben, sich ihnen quasi anzuliefern.

Im Wiener Rathaus wird im Rahmen der 2. Metropolis Zwischenkonferenz am 11. Dezember auf Initiative von Frauen- und Integrationsstadträtin Sonja Wehsely das Thema „Gender in Migration“ auf der Tagesordnung stehen. Neun Workshops wird es dabei zur Auswahl geben, die insbesondere die Situation der Migration und Integration von Frauen zum Gegenstand haben werden wie „Als Physikerin gekommen, als Putzfrau geblieben: Der Arbeitsmarkt für Migrantinnen“.

Was teilweise fast einer romantischen Beschreibung entspricht, stellt in der Realität einen harten Überlebenskampf dar, mit Zweifeln und vor allem der Hoffnung, dass man das Größte bald hinter sich gelassen haben wird – getrennt von der Familie, von Freunden und Bekannten.

Ahmed Belloumi hat sich den Wunsch erfüllt, in Paris zu leben. Immer in der Gefahr lebend, dass er von der Polizei aufgegriffen und in seine Heimat abgeschoben wird. Nach zwei Jahren Illegalität hat Belloumi eine Französin kennengelernt, die er nun heiraten will. Aus Liebe. Damit tritt er aus dem Schatten der Illegalität heraus. Und den Eiffelturm samt Restaurant wird er sich dann in aller Ruhe anschauen können.

Thomas Jäkle



Politik – Wirtschaft – Medien – Kultur – Panorama – Technologie – Produkte

Message Delivered ...

Was Sie zu sagen haben, ist Ihre Sache – dass Sie gehört werden, unsere. Wir bringen Ihre Botschaft schnell und punktgenau an die relevanten Empfänger: an Redaktionen, Medien, Meinungsbildner, Pressestellen und Internetservices. Zielgerichtet. In die ganze Welt.

www.ots.at

Der multimediale Vertriebsservice für Presseinformationen.

APA OTS

www.ots.at



Ohne Pflegepersonal aus Osteuropa könnten viele Spitäler und Pensionistenheime in Österreich zusperrern. Foto: APA/Babara Gindl

Dossier – Arbeit

Wo Arbeit noch Arbeit ist

Gewerkschafter erbeben in Zornesröte, Manager bekommen feuchte Lippen, wenn sie an die neue Arbeitsethik in der Volksrepublik China denken. Die fleißigen Asiaten schaffen und schaffen – und krepeln dabei das westliche Wirtschaftssystem gleich mit um.

Eine Fahrt in den sogenannten Industriepark der chinesischen Boomtown Suzhou ist sehr interessant. Die Sechs-Millionen-Einwohner-Metropole, für chinesische Verhältnisse eine mittelgroße, ländliche Ansiedlung, liegt etwa zwei Autostunden östlich von Shanghai und war im westlichen Wahrnehmungsradar bis vor Kurzem nicht einmal ein kleines Pünktchen.

Doch das hat sich schlagartig geändert, seit Suzhou zur Offshore-Werkbank der ganzen Welt geworden ist. Die vierspurige Autobahn, die Shanghai und Nanjing verbindet, führt direkt in diese ungeheure Ansammlung modernster Fabriken, bei der man mit dem Lesen bekannter Markennamen nicht mehr nachkommt. Produziert wird in Suzhou unter vielen anderen für Panasonic, Sony, Pfizer, Bosch, Hewlett-Packard, Logitech, Acer, Benq, Black & Decker, Xerox, Alcatel, Hitachi, Honeywell, Siemens, Philips, Nokia und eigentlich die Crème de la Crème der Fortune-500, der Rangliste der weltgrößten Konzerne. Ein österreichischer Manager, auch ein Auslagerungsfanatiker, meinte erst kürzlich, die Al-Qaida müsste nur auf den Suzhou Industrial Park ein Bömchen fallen lassen – und die westliche Welt wäre eine geraume Zeit vom Nachschub von Elektronikgütern, Generika und Maschinenteilen so abgeschnitten, dass ganze Volkswirtschaften in die Knie gehen würden.

Die neue Ausbeutung

Suzhou wirbt weiter um Ansiedlungen. Am 19. Oktober wird eine Abordnung des Industriekomitees der Stadt unter Führung von Parteisekretär Wang Jun Hua Wien besuchen und reizvolle „Business Opportunities“ vorstellen. Doch die Arbeit in chinesischen Industrieparks folgt einer dem Westen bis jetzt nicht bekannten Logik. Die Abertausende an Arbeiterinnen und Arbeitern, die dort Lohnfertigung betreiben, sind in ein für unser gewerkschaftliches und kollektivvertragliches Selbstverständnis erbarmungswürdiges Ausbeutungsdasein eingebunden.

Die Arbeiterin Chi Hao Li erzählt von Vorarbeitern, die auf der Suche nach Arbeiterinnen weit in die chinesischen Provinzen fahren, diese dort in Bussen in die Industriestädte bringen und auf dem „Campus“ eines Unternehmens einsiedeln. Eine Arbeiterin etwa beim Elektronikkonzern Benq China verdient 900 Yuan – rund 100 Euro pro Monat und damit etwa 30-mal weniger als in Deutschland – plus Incentives abzüglich Wohnkosten auf dem Fabrikscampus. Diese Lohnhöhe wird in China als gute Bezahlung für Fabriksjobs gesehen. Die Arbeitsverträge sind befristet und werden in der Regel auf ein Jahr abgeschlossen.

Zwischen den unzähligen Fabrikbauten in Suzhou gibt es Büros von Arbeitsvermittlern, die die Masse an

Arbeitern zwischen den Unternehmen vermitteln und natürlich satte Provisionen kassieren. Solche Provisionen beziehungsweise die Abzahlung von Krediten fallen auch für den Transport der Arbeitswilligen in die Industriezonen ab. Die „Wanderarbeiter“ bekommen in den

Städten aber keine Bürgerrechte, können sich also am politischen Leben nicht beteiligen, haben kein Aufenthaltsrecht oder das Recht, eine Wohnung zu beziehen, wenn sie einmal keine Arbeit haben. Dann fahren sie eben wieder nach Hause. Nicht, dass sie deswegen un-

glücklich wären. Der Lohn, der in High-Tech-Unternehmen gezahlt wird, ist noch wesentlich besser als etwa in einem Textilbetrieb, wo es gerade einmal 60 Euro im Monat gibt.

Fortsetzung auf Seite 28



VÖZ VERBAND ÖSTERREICHISCHER ZEITUNGEN

www.keineZeitung-keineAhnung.at

economy.at
Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft
EIN MITGLIED DES VÖZ

Dossier – Arbeit

Fortsetzung von Seite 27

Der Campus mutet wie ein großes Schulheim an, wo die meist sehr jungen Werk­tätigen ganz im Sinne beweglicher Massen den täglichen Arbeitsanforderungen gemäß hin- und herbewegt werden. Ein Großteil des Lohnes wird zu den Familien nach Hause geschickt, eigene Ausgaben sind minimal, und alle jungen Mädchen, manche nicht einmal 17 Jahre alt, träumen von irgendetwas: vom eigenen Haus auf dem Land, vom Weiterziehen nach Shanghai oder Hongkong, von relativem Reichtum, vom Reisen oder von einem eigenen kleinen Geschäft.

Missachtung der Gesetze

Wie sehr die Welten sich unterscheiden, hat der jüngste Fall der Schließung der Handy-Produktion von Benq Mobile in Deutschland gründlich illustriert. Mit Suzhou konnten die beiden Hochlohnfabriken der deutschen Benq natürlich unmöglich konkurrieren, jede andere Fantasie deutscher Betriebsräte war weit mehr als unrealistisch. Während in China bei einer Betriebsschließung eines ausländischen Unternehmens Hunderte bis Tausende Leute ohne viel Aufheben vor die Tür gesetzt werden und sich eben nach etwas anderem umsehen müssen, wird nun in Deutschland von den erbosten 3000 Benq-Mitarbeitern das Arbeitsrecht nach Strich und Faden zerpfückt, um zu Nachzahlungen, Entschädigungen und Wiedergutmachungen zu kommen. Was nicht heißt, dass es in China kein gutes Arbeitsrecht gäbe. Schon das Selbstverständnis eines Arbeiter- und Bauernstaates bringt es mit sich, dass Arbeiterrechte hochgehalten

werden; in den staatlichen Unternehmen wird auch einigermaßen genau darauf geachtet, und Arbeiter haben durchaus schützende Ansprüche.

Bei den ausländischen Firmen in China ist aber die Nichtachtung der Arbeiterrechte gang und gäbe, wie etwa auch der neue Dokumentarfilm „China Blue“ des Regisseurs Micha X. Peled zeigt. In diesem Film illustrieren Mitarbeiter von Arbeitsrechtsorganisationen aus Hongkong das wahre Gesicht des neuen chinesischen Arbeitsparadieses. 16 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche zu Hungerlöhnen sind – obwohl offiziell gar nicht erlaubt – normaler Usus in China. Der Film zeigt, wie überwiegend junge Frauen ihre Heimatdörfer verlassen, um in den Städten Arbeit zu finden. „Sie haben kaum eine andere Wahl, als in Fabriken unter unmenschlichen und gefährlichen Bedingungen zu arbeiten. Sie wissen nicht über ihre Rechte Bescheid“, sagt Yuk Yuk Choi von „Worker Empowerment“ in Hongkong.

Das chinesische Arbeitsgesetz schreibt eine tägliche reguläre Arbeitszeit von maximal acht Stunden vor. Überstunden, die monatlich bis zu siebenmal höher als der festgelegte Höchstwert von 36 Stunden sind, werden häufig nicht ausbezahlt. Das Mindestgehalt von umgerechnet 70 Euro wird nur selten beachtet.

Natürlich ist China – nicht zuletzt aufgrund solcher kritischen Berichte – daran interessiert, die Situation zu verbessern. Die allgegenwärtige Korruption und lasche Behörden bringen es mit sich, dass Inspektionen der Arbeitsbehörden oft vorher dem Fabrikleiter angekündigt werden. Auch gefälschte Arbeitsverträge und eingelernte, erfundene Ge-

schichten von Arbeitern, die die Inspektoren zu hören bekommen, sind die Norm, sagte Jenny Chan, Mitarbeiterin der Arbeitsrechts-NGO „Students and Scholars against Corporate Misbehaviour“ aus Hongkong kürzlich bei einem Vortrag in Wien.

Die Sub-Unternehmenskultur

Das nächste Problem der Umgehung des Arbeitsrechts in China ist die florierende Gründungskultur von Sub-Unternehmen. An einer Kette von Auslagerungen steht meist ein einzelner Kleinbetrieb oder sogar nur eine einzelne Person, die Auftragsarbeit ohne jegliche Rechte, meist in Heimarbeit und unter großem Zeit- und Qualitätsdruck erledigt.

Die mahnenden Initiativen sind natürlich in hohem Maße löblich, sie werden aber der Globalisierung auch keinen Riegel vorschieben. Denn die Abwanderung der produzierenden Industrie aus dem Westen in Niedriglohnländer wie China und Indien ist weder aufzuhalten noch rückgängig zu machen. Sie ist einfach ein weltwirtschaftlicher Prozess, an dessen Ende noch ein großes Fragezeichen steht. Natürlich wird sich China in den nächsten Generationen wandeln, die Diktatur der Partei wird nicht aufrechtzuerhalten sein, und die Arbeiter und Bürger werden mehr Rechte, höheren Lohn, mehr Wohlstand und mehr Freiheit verlangen.

Währenddessen wird sich der Westen und insbesondere Europa hoffentlich so weit zur Dienstleistungsgesellschaft gewandelt haben, dass sich ein gewisser Ausgleich schaffen lässt. Denn wenn schon die Abwanderung der produzierenden Industrie nicht aufzuhalten ist und viele Menschen ihre Arbeit in den westlichen Fabriken verlieren, so können sie sich mit dem



Ausländische Unternehmen freuen sich über die Niedriglöhne in China. Überstunden werden oft nicht ausbezahlt. Foto: APA-Images/EPA

geringeren Geld, das ihnen dadurch zur Verfügung steht, wenigstens billige Produkte aus Fernost kaufen. Was wie eine zynische Schlussfolgerung klingt, wird mittlerweile auch schon von angesehenen Wirtschaftstheoretikern argumentiert.

Europa ist gefordert

Mei Zhaorong, Chinas Ex-Botschafter in Berlin, Präsident des Chinesischen Volksinstituts für auswärtige Angelegenheiten und Berater der chinesischen Regierung, hatte kürzlich in einem Gastbeitrag für die Zeitung *WirtschaftsBlatt* aber auch die Sichtweise der Chinesen in dieser Entwicklung dargelegt. Zhaorong schreibt, dass „besonders die Gewerkschaften in Europa glauben, dass die chinesischen Exporte Jobs in Europa kosten. Leider schieben die Leu-

te die Schuld auf die Chinesen. In Wirklichkeit sind es aber ihre eigenen Unternehmen, die aufgrund von Kostenüberlegungen in China produzieren und damit hohe Gewinne machen.“ Dass mit dem globalisierten Markt die wirtschaftliche Konkurrenz stärker werde, sei logisch, meint Zhaorong. Eigentlich hätten die Chinesen dies von Europa und Amerika gelernt: „Konkurrenz bringt Fortschritt, hat man uns immer wieder gesagt. Wenn man A sagt, muss man auch B sagen.“ Die Europäer sollten sich anstrengen, auf höherem Niveau zu produzieren, so die Argumente des Ex-Botschafters. Dafür müsse sich die europäische Wirtschaft strukturell umstellen und vor allem ihre sozialen Wohlstandssysteme reformieren.

Antonio Malony

Unser Kunde ist ein führender, europäischer Anbieter von Software - Lösungen mit Tochterunternehmen in ganz Europa. Im Zuge der Expansion suchen wir für den strategisch wichtigen Standort Wien eine(n)

Key Account Manager (w/m) (Branchenschwerpunkt Financial Services)

und

Key Account Manager (w/m) (Branchenschwerpunkt Handel/Industrie)

Die Aufgaben

- Betreuung bestehender Kunden
- Eigenverantwortlicher Ausbau des Kundenstocks, v.a. im Bereich Financial Services bzw. Handel/Industrie
- Marktanalyse und Marktrecherche

Die Anforderungen

- Wenigstens 2 Jahre Erfahrung im Vertrieb, idealerweise IT-Lösungsvertrieb
- Gutes Verständnis von Geschäftsprozessen und betriebswirtschaftlichen Zusammenhängen im Bereich Financial Services bzw. Handel/Industrie
- Sehr gute Präsentationskenntnisse, ausgeprägte soziale Kompetenz und gewinnende Persönlichkeit
- Gute Englischkenntnisse

Das Angebot

- Arbeit in einem jungen, unkomplizierten Team in einem flach strukturierten, stetig wachsenden, internationalen Unternehmen
- Klares, leistungsorientiertes Gehaltsschema
- Individuelle Weiterentwicklungsmöglichkeiten

LEHNER EXECUTIVE PARTNERS

Wenn Sie diese attraktive Position anspricht, freut sich unsere Beraterin Frau Mag. Martina Bischof auf Erhalt Ihrer aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen (per E-Mail): mb@lehnerexecutive.com

Löwelstr. 12/1/1, 1010 Wien

Tel: +43-1- 532 43 80, www.lehnerexecutive.com, mb@lehnerexecutive.com

Leben

Leistungssteigerung: Ein Aktivurlaub in der Höhe kann wie ein Jungbrunnen wirken

Legales Doping für den Job

Auch Ungeübte kehren nach dem Höhentraining voller Energie an den Arbeitsplatz zurück.

Rainer Hammerle

„Bewegung in der Höhe ist immer Höhentraining, unabhängig davon, ob es sich um einen jungen Spitzensportler oder einen nicht voll trainierten Älteren handelt. Entscheidend dabei ist die Dosierung der Bewegung, also die erbrachte Leistung, bezogen auf die Belastbarkeit des jeweiligen Menschen“, erklärt Wolfgang Schobersberger, Vorstand an der UMIT (Private Universität für Gesundheitswissenschaften, Medizinische Informatik und Technik) in Hall in Tirol. Im Rahmen der AMAS-2000-Studie – AMAS steht für Austrian Moderate Altitude Study – hat Schobersberger vor allem Aufenthalte von Personen bis in Höhen von etwa 2400 Metern zwischen Lech am Arlberg und Bad Tatzmannsdorf untersucht. Das Forschungsprojekt behandelte Themen wie die perfekte Aufenthaltsdauer in den Bergen oder welche Höhe für die Optimierung des Urlaubs am günstigsten wäre.

Um einen neuen Denkansatz bezüglich Höhenanpassungsmechanismen zu diskutieren, wurde die Studie an Personen mit metabolischem Syndrom, also Menschen mit Übergewicht, Störungen im Blutzucker- und Blutfettstoffwechsel sowie Erhöhung des Blutdrucks durch-



Höhentraining auf 2340 Metern über dem Meeresspiegel macht nicht nur Profis fit, sondern auch Untrainierte. Foto: tvb Kühtai

geführt. Die AMAS-2000-Studie bestätigte zahlreiche positive Effekte eines Aktivurlaubs in Verbindung mit zusätzlichen höhen-spezifischen Effekten.

Legales Doping

„Die Höhe erzeugt einen legalen Dopingeffekt“, bestätigt Kühtais „Bergdoktor“ Bernhard Wedekind, der seit zwei Jahren in Österreichs höchstem Wintersportort auf 2020 Metern für Hobbysportler regelmäßig Blutchecks anbietet. Höhentraining hat nicht nur für Spitzensportler leistungsfördernde Wirkung. Es eignet sich laut Wedekind auch hervorragend für eine Gewichtsreduktion ohne Diät, zur

Reduktion erhöhter Blutfette, Absinken der Herzfrequenz und des Blutdrucks, Verbesserung des Blutzucker-Stoffwechsels oder zum Anstieg des blutbildenden Hormons Erythropoietin und der damit verbundenen verbesserten Sauerstoff-Abgabe an das Gewebe.

Von der Grundlagenforschung der AMAS-Forscher profitiert auch der Tourismus. Gemäß den wissenschaftlichen Erkenntnissen aus der AMAS-Studie wurden entsprechende Urlaubspakete geschnürt. Erstmals wurde im Sommer 2002 ein vom IHS-Institut Humpler-Schobersberger ausgearbeiteter, betreuter, mehrwöchiger

Wanderurlaub in Lech am Arlberg angeboten. Die individuelle Abstimmung des Wanderurlaubs erfolgt nach medizinisch-sportwissenschaftlichen Eingangsstudien. Während des zweiwöchigen Wanderurlaubs wird der Urlauber von speziell geschulten Sportwissenschaftlern begleitet und persönlich betreut. „Unsere Gäste können sich persönlich von der Höhenwirkung überzeugen. Der von der WHO empfohlene Gehstest führt zwei Kilometer rund um den Längentalstausee. Auswertung, Befundbesprechung und Gesundheitsberatung runden den Test ab“, sagt Wedekind.

Das Kühtai setzt seit einigen Jahren verstärkt auf Profi- und Hobbysportler, die sich hier auf Ausdauerbewerbe vorbereiten. Neben dem österreichischen, spanischen und schwedischen Nationalteam der Ruderer, die sich auf 2340 Meter Seehöhe am Finstertaler Speichersee für Weltmeisterschaften und Olympia in Form bringen, trainieren hier auch zahlreiche Nationalmannschaften diverser Leichtathletikdisziplinen. Aber auch Judokas schnuppern gerne Höhenluft. Seit Sommer 2006 gilt das Kühtai offiziell als einer von 20 Standorten für Olympiastützpunkte der deutschen Hochleistungssportler.

<http://ihm.umit.at/>

Karriere

economy fragt: Welche Bedeutung hat Arbeit für Ihr Leben?

● **Peter Futterknecht (48)** hat bei Kapsch Carriercom die Position des Leiters der Technik- und Entwicklungsabteilung übernommen. „Arbeit hat für mich einen hohen Stellenwert, zumal die glückliche Fügung besteht, dass ich Hobby mit Arbeit verbinden kann.“ An erster Stelle stehen für den von One kommenden Manager jedoch Familie und der engste Freundeskreis sowie genügend Freizeit, um sich entspannen zu können. Foto: Kapsch Carriercom



● Für **Markus Klement (37)** besitzt Arbeit einen sehr hohen Stellenwert. „Allerdings muss der Job auch Spaß machen und ein geordnetes Leben ermöglichen. Die viel zitierte Work-Life-Balance ist in meinen Augen wichtiger denn je.“ Dies will der frisch gebackene Division Manager für den Bereich Banking & Finance nun beim Hightech-Dienstleister IVM praktizieren. Davor war Klement bei Bank Austria, Erste Bank, SAP und SBS tätig. kl Foto: KVM



Unser Kunde ist ein international tätiges Beratungs- und IT-Service Unternehmen, das sich in der Reihe der ausgewählten SAP Partner ausgezeichnet positioniert hat. Um sein Wachstum stärker vorantreiben zu können, wird das Team in Wien um folgende SAP Positionen erweitert:

SAP Consultants / Projektleiter

SAP Logistik

Aufgaben:

- Analyse, Konzeption und Erstellung komplexer modulübergreifender Lösungen
- Presales Unterstützung für den Vertrieb
- Themenweiterentwicklung
- Gemeinschaftliches Erarbeiten von Lösungen im Team mit Kollegen und Kunden

Anforderungen:

- Fundiertes SAP Logistik Know-How (SD/MM, PP oder PM/QM/PS)
- Mehrjährige Erfahrung in der Umsetzung von SAP-Logistik-Projekten
- Gutes Prozess-Verständnis

SAP Finanz und Rechnungswesen

Aufgaben:

- Analyse, Konzeption und Erstellung komplexer modulübergreifender Lösungen im Bereich Controlling
- Rechnungswesen (FI/CO)
- Gemeinschaftliches Erarbeiten von Lösungen im Team mit Kollegen und Kunden
- Presales Unterstützung für den Vertrieb

Anforderungen:

- Fundierte Fachkenntnisse im Rechnungswesen- und Controlling
- Erfahrung als SAP Berater FI/CO
- Idealerweise Kenntnis spezifischer Themenstellungen wie IAS, GAAP

SAP Business Warehouse

Aufgaben:

- Analyse, Konzeption und Erstellung komplexer modulübergreifender Lösungen im Bereich Business Warehouse (BW)
- Presales Unterstützung für den Vertrieb
- Gemeinschaftliches Erarbeiten von Lösungen im Team mit Kollegen und Kunden

Anforderungen:

- Projekterfahrung in SAP-BW und idealerweise SAP-SEM
- Fundiertes SAP BW Know-How
- Fachlich sowie technisch Analytisches und logisches Denken

Für alle Positionen erwarten wir von Ihnen sehr gute Präsentations- und Moderationsfähigkeit sowie Eigeninitiative und verantwortungsvolles Handeln. Sie überzeugen durch hohe soziale Kompetenz, die Arbeit in einem erfahrenen Team macht Ihnen Spaß. Reisebereitschaft dürfen wir voraussetzen.

LEHNER EXECUTIVE PARTNERS

Wenn Sie eine dieser attraktiven Positionen anspricht, freut sich unser Berater Alexander Rabensteiner über den Erhalt Ihrer aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen (per E-Mail): ar@lehnerexecutive.com

Löwelstr. 12/1/1, 1010 Wien

Tel: +43-1- 532 43 80, www.lehnerexecutive.com, ar@lehnerexecutive.com

Notiz Block



Wirtschaftsethik an der WU

Ökonomen, Philosophen, Historiker und Praktiker aus der Wirtschaft sprechen über „Wirtschaft und Ethik“ – ein Semester lang, jeden Dienstag an der Wirtschaftsuniversität (WU) Wien. Dabei soll dem Spannungsverhältnis zwischen ökonomischer Rationalität und ethisch-praktischer Vernunft nachgegangen werden. Eine Diskussion, die in Zeiten von Globalisierung und prekären Beschäftigungsverhältnissen immer mehr an Aktualität gewinnt. Gabriele Mraz (Österreichisches Ökologie-Institut), Claus Raidl (Boehler-Uddeholm), Helmut Schüller (Hochschule Seersorger) und Wilfried Stadler (Investkredit) sind nur einige der insgesamt 14 Referenten.

TU Wien startet MBA-Programm

Das Continuing Education Center der Technischen Universität (TU) Wien startet im Februar 2007 mit seinem Executive MBA Regulation. Der postgraduale Lehrgang zeichnet sich durch eine internationale Faculty von erfahrenen Experten und Managern mit ökonomischem, juristischem und technischem Hintergrund aus. „Besonders großer Wert“ wird laut Aussendung auf ein ausgewogenes Verhältnis von konkret erläuterten theoretischen Ansätzen und praktischer Orientierung gelegt, indem auf die Vermittlung von fachlichem Know-how dessen unmittelbare Umsetzung im Rahmen zahlreicher Fallstudien sowie der Master-These folgt. Inhaltliche Schwerpunkte werden in den „Utility Industries“ Telekommunikation und Medien, Transport, Energie sowie Post gesetzt. Die Gesamtdauer beträgt drei Semester. Aufgrund der internationalen Zielgruppe erfolgt der Unterricht in englischer Sprache. Den Absolventen wird nach erfolgreichem Abschluss der Titel Master of Business Administration (MBA) TU Wien verliehen. Die Kosten dafür: 28.000 Euro.

Lebenslanges Lernen bei Beko

Beko Engineering & Informatik hat sich der von der Wirtschaftskammer Österreich (WKO) und der Gewerkschaft der Privatangestellten (GPA) entwickelten Bildungszertifizierung gestellt und diese mit Bravour als erstes österreichisches Unternehmen bestanden. Das Bildungszertifikat ist österreichweit gültig und dokumentiert die Bereitschaft des Unternehmens und der Mitarbeiter, eine aktive Rolle im Prozess des lebensbegleitenden Lernens verantwortungsvoll wahrzunehmen.

Abschied vom alten Wörterbuch

Trennungsgründe gibt es viele. Langenscheidt liefert jetzt einen weiteren – zumindest, wenn es darum geht, sich von seinem alten Wörterbuch zu verabschieden. Denn beim Kauf eines neuen Nachschlagewerks werden bis zu drei Euro für ältere Semester vergütet. Die Aktion läuft noch bis 31. Oktober in allen teilnehmenden Buchhandlungen.

Donau-Uni lehrt Wissensumgang

Das Department für Wissens- und Kommunikationsmanagement der Donau-Universität Krems bietet ab November wieder den vier Semester dauernden berufsbegleitenden Universitätslehrgang für Wissensmanagement an. Im Lauf des Studiengangs lernen die Teilnehmer anhand praktischer Anwendungsbeispiele, wie die Instrumente des Wissensmanagements effizient eingesetzt werden können. Mitarbeiterführung, Unternehmenskultur, Organisationsentwicklung, E-Learning, Wissenscontrolling und Innovationsmanagement stellen die zentralen Themenschwerpunkte dar. Das Weiterbildungsangebot schließt mit dem internationalen akademischen Grad Master of Science ab und richtet sich vor allem an Führungskräfte. kl

Faulheit: Respektables Menschenrecht als Gegenpol zur Arbeitssucht

Längst fällige Argumente gegen ewige Lohnsklaverei

Der Mensch als Sklave der Maschinen, als Sklave der Dienstleistungsgesellschaft, unterworfen dem Zwang zur lebensbeherrschenden Lohnarbeit – ein kapitalistisches Götzentum?

Antonio Malony

Ohne Arbeit kein Lohn, ohne Lohn kein Brot. Dieses Dogma bestimmt das Leben des überwiegenden Teils der Menschheit seit Beginn des Monetarismus. Arbeitsbeschaffung, Arbeitslosigkeitsvermeidung, Vollbeschäftigung sind Schlagworte moderner Demokratien. Wer nicht arbeitet, muss mittels Solidarleistungen anderer durchgefüttert werden, bis es gelingt, ihn wieder der Arbeit zuzuführen. Die kapitalistische Logik der ungebrochenen Wertschöpfung erlaubt es nur bis zu einem kleinen Grad, dem Mahlstrom der ewigen Arbeit zu entsagen. Vollbeschäftigung ist dann erreicht, wie Kanzler Wolfgang Schüssel zuletzt häufig bekräftigte, wenn maximal drei Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung ohne bezahlte Beschäftigung sind.

Der Zwang zur Arbeit

Man kann sich kaum vorstellen, dass es einmal einen anderen Common Sense gab. Der Drang zur Arbeit, wie wir ihn heute kennen, entstand aus dem Zwang zur Lohnarbeit, der seine Wurzeln in der Industrialisierung des Frühkapitalismus, aber auch in Glaubensströmungen wie dem Protestantismus hat. Es gab Kulturen, in denen es anders war: Die alten Griechen hatten nur Verachtung für körperliche Arbeit übrig, die sie Sklaven überließen; und: nur den Sklaven war es gestattet, zu arbeiten. Der freie Bürger widmete sich den schönen Künsten, den Freuden des Geistes und Fleisches. Bei den griechischen Philosophen dringt die Verachtung der Arbeit durch fast jede hinterlassene Zeile. In der Antike galt die Muße als erstrebenswertes Ideal und nicht als Zeichen für Verkommenheit.

Im Matthäus-Evangelium heißt es dann: „Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch“ – wobei interessant ist, dass die Faulheit beziehungsweise die Trägheit in der christlichen Lehre dann doch wieder unter die sieben Todsünden gereiht wurde – als „gezielte Abkehr von Gott“. Religionsphilosophen können darüber nächtelang dozieren. Der Faszination der Faulheit im Sinne von Kontemplation, Ruhe, Selbstein-

sicht, persönlicher und charakterlicher Freiheit aber konnte dies nichts anhaben.

Faulheit hat in der Literatur immer wieder sympathische Beurteilungen erfahren: vom Märchen vom Schlaraffenland, wo jedem die gebratenen Hühner direkt in den Mund hinein fliegen, bis hin in die Neuzeit, etwa im amüsanten Roman „Obломow“ von Iwan Gontscharow, einer Geschichte über einen antriebsarmen Gutsbesitzer in Russland, der die meiste Zeit im Liegen verbringt und die Rezensenten spaltete, ob es sich bei seiner Figur um ein abschreckendes Beispiel für geistigen und körperlichen Verfall oder um einen Entwurf für ein anarchistisches oder spirituelles Leben handelte. Das politische Standardwerk zur Faulheit schuf der Arbeiterführer Paul Lafargue (1842–1911), Begründer der ersten marxistischen Partei Frankreichs und Ehemann von Karl Marx' Tochter Laura. 1883 erschien sein Buch „Das Recht auf Faulheit“, in dem er unter dem Eindruck der frühen Industrialisierung teils in satirischer, teils in politisch-polemischer Weise den aufkommenden „Arbeitskult“ geißelte. Seine Argumente: Arbeit sei ein verderbliches Dogma, es kor-

rumpiere die Menschheit, auch Jehova habe nach sechs Tagen die Arbeit aufgegeben. Die bürgerlichen Ökonomen würden „ekelerregende Loblieder auf den Gott Fortschritt und Arbeit“ singen. Arbeit ist ein Laster, folgert Lafargue, ihre Vermeidung sei das Ziel des politisch aufgeklärten Menschen.

Interessant ist, dass von den biblischen Todsünden einige in der Leistungsgesellschaft zu Tugenden umgedeutet wurden, wie etwa Wollust und Völlerei, aber auch Neid und dessen Kompensation in der Ellbogengesellschaft. Faulheit oder Trägheit hat es noch nicht so weit geschafft, weil sie zum Kreislauf der modernen Warenwirtschaft nichts beiträgt. Faule kaufen sehr wenig und führen keine Kriege. Sie sind nicht gierig, verweigern sich Luxus- und Modeartikeln und regen damit den Geldkreislauf nicht an. Dagegen verkörpern sie eine Utopie der Leistungslosigkeit, gelassener Muße und Zufriedenheit. Nichtstun als Lebensziel?

Der deutsche Ex-Kanzler Gerhard Schröder wusste es besser: „Es gibt kein Recht auf Faulheit“, meinte er 2001 auf dem Höhepunkt der deutschen Arbeitslosigkeitswelle. Immerhin, er hat Lafargue gelesen.

Schnappschuss

Kunden stürmen SAS-Geburtstagsfest



Heute würde man dazu Start-up sagen: 1976 wagte James Goodnight aus North Carolina, USA, den Schritt ins Unternehmertum und gründete gemeinsam mit drei Kollegen SAS (Statistical Analysis Software). 30 Jahre später hat die Firma 10.000 Mitarbeiter und weltweit über 420 Niederlassungen. Grund genug für den SAS Austria-Chef Wolfgang Heigl, ein rauschendes Fest zu geben. Kunden wie Georg Schöppl, Vorstandsvorsitzender von Agrarmarkt Austria (links im Bild), oder der Berater Heinrich Mensdorff-Pouilly (rechts im Bild) ließen sich das Fest neben 400 anderen Gästen nicht entgehen. kl Foto: SAS

Leben

Reaktionen

Die Eule polarisiert

Wo ist meine Eule hin verschwunden!?

Krista Stockert, Linz

Endlich ist diese komische Eule weg. Hat mich an eine Unizeitung erinnert und nicht an ein ernsthaftes Qualitätsmedium.

Michael Stumpf, per E-Mail

Scheint, als ob die Eule weg ist. Warum? War witzig und guter Gegensatz zu Ihren manchmal doch schweren Themen aus Forschung, Wirtschaft und Technologie.

Herbert Fichtinger, Innsbruck

Jetzt kann ich niemanden mehr fragen: Kennst du die neue Zeitung mit der Eule? Bitte um Info, was ich jetzt sagen soll, wenn ich jemandem von *economy* erzähle.

Max Glutau, per E-Mail

Hochachtung

Hochachtung zu den letzten Ausgaben Ihrer Zeitung. Interessanter, vielfältiger und umfangreicher Lesestoff. Insbesondere das Sicherheitsthema in der letzten Ausgabe war meiner Meinung nach absolut lesenswert. Dazu auch (endlich) ein Blick über Grenzen ohne weitere Wiederholung der davor eh schon breitgetretenen Thematik des 11. Septembers.

Andreas Ruthan, Wien

Weiter so!

Ihre letzten zwei Ausgaben suchen ihresgleichen in der österreichischen Medienlandschaft. Zwei doch so konträre Themen wie Kommunikation und Sicherheit in derart vielfältiger und durchwegs interessanter Weise zu behandeln ist eine Leistung. Mein Tipp: Weiter so!

Brigitte Kosiczek, Graz

Neuer Titel

Das neue Layout der Titelseite ist viel besser gelungen. Wirkt elegant und sauber. Einzig das „nomy“ von *economy* scheint mir noch etwas zu groß geraten zu sein.

Sven Klothen, Wien

Schreiben Sie Ihre Meinung an Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/13, 1010 Wien. Sie können Ihre Anregungen aber auch an redaktion@economy.at schicken.

Im Test

Das meistgequälte Arbeitstier



mit Spezialanwendungen. Die Ausbreitung der Mäuse konnte dadurch nicht verhindert werden. Und bis wir mit Computern wie im „Raumschiff Enterprise“ kommunizieren können, werden noch viele Mäuse gequetscht, gedrückt und an die Wand geworfen werden. Die neue Wireless (Bluetooth) Laser Mouse 8000 beeindruckt durch sehr gute Ergonomie. Stundenlanges Drücken, Schieben und Rollen wird nicht anstrengend. Und eine Vielzahl von belegbaren Tasten machen sie zu unserem Lieblingsmäuschen. Man kann über Microsoft Touch Pad, Track Ball oder Graphic Tablets fristen immer noch ein Nischendasein

www.microsoft.at

Punkte:

Grau, aber oho

Das meistgequälte Arbeitstier des Informationszeitalters ist wohl die Computermaus. Sie ist von den Schreibtischarbeitsplätzen dieser Welt einfach nicht mehr wegzudenken. Was haben Entwickler nicht alles versucht, um sie in die Falle zu locken? Touch Pad, Track Ball oder Graphic Tablets fristen immer noch ein Nischendasein



Schwarze Magie

Knapp hinterher läuft die Logitech-Maus MX Revolution. Auch sie besticht durch präzise Abtastung, belegbare Tasten, Batterieanzeige, Docking Station. Doch ihr fehlt die gewisse Schlichtheit des Seins. Und der Preis zieht am Schwanz: 99,99 Euro.

www.logitech.at

Punkte:



Weiß und real

Apple hat lange gebraucht, bis mit der Mighty Mouse zugegeben wurde, dass zwei Tasten doch besser sind. An den kratzigen Scroll-Knubbel gewöhnt man sich schnell. Die Maus für Puristen. Einfachheit siegt, aber nicht immer. Der Preis: 69 Euro.

www.apple.at

Punkte:

Klaus Lackner (Maximalwertung: 5 Punkte)

Fotos: Hersteller

Dieser Test spiegelt die persönliche Meinung des Autors wider.

Buch der Woche

Der CEO und sein Modell

Visionäre blicken üblicherweise über langfristige Zeiträume. Was wird sein in 20, 25 Jahren? Das Jahr 2020 hat bei Zukunftsforschern Hochkonjunktur. Henning Kagermann, Vorstandschef von Europas größtem Software-Hersteller SAP, sowie Hubert Österle, Direktor am Institut für Wirtschaftsinformatik an der Universität St. Gallen, bescheiden sich lieber mit der näheren Zukunft und beschreiben, wie Geschäftsmodelle bis zum Jahr 2010 ausschauen mögen. Und vor allem, was Chief Executive

Officer (CEO) vulgo Geschäftsführer zu tun haben, um ihre Unternehmen für Herausforderungen wie Globalisierung, Spezialisierung, Komplexitätssenkung oder Individualisierung auf Vordermann zu bringen.

Die beiden Autoren haben eine Art Betriebsanleitung verfasst, die durch zahlreiche Fälle aus der Praxis angereichert wurde, was die eher technokratisch anmutende Schreibe erträglicher macht. Um das Werk auf eine wissenschaftlich fun-

dierte Basis zu heben, wurden 26 Tiefeninterviews mit 41 Unternehmenschefs eingearbeitet, die mit der Unterstützung von Dissertanten der Universität St. Gallen befragt wurden.

Trotz der kaum ersteinlichen Annahme, dass sich Firmen mit neuer Informationstechnologie auf einen Paradigmenwechsel einstellen können, sehen die Autoren den Kunden im Zentrum der Bemühungen der Unternehmen. Die didaktische Herangehensweise macht das Werk, bei dem mit englischsprachigem Fach-

kauderwelsch nur so gestrotzt wird, fast zum Lehrbuch. Zum Abschluss jedes der insgesamt zehn Kapitel gibt es einen Test. CEOs, die sichergehen wollen, dass sie die Lektion verstanden haben, können sich im Selbsttest prüfen.

jake Henning Kagermann, Hubert Österle: Geschäftsmodelle 2010 – Wie CEOs Unternehmen transformieren FAZ-Buch, 2006, 44,90 Euro, ISBN 3-89981-114-3



Termine

● **Technologie von morgen.** Der IT-Dienstleister T-Systems lädt zu einer Reise rund um neue Technologien ein. Auf dem T-Systems-Kongress werden am 23. Oktober im Tech Gate Vienna unter dem Motto „Zukunft – sehen, hören, fühlen“ künftig mögliche multimediale Erlebnisse bereits heute präsentiert. Gezeigt wird unter anderem, wie etwa die digitale Kinowelt von UCI die Filme direkt in die Kinos gespielt bekommt. Die abschließende Podiumsdiskussion, die von Thomas Maurer kabarettistisch umrahmt wird, dreht sich um Segen und Fluch der neuen Technologien. www.t-systems.at

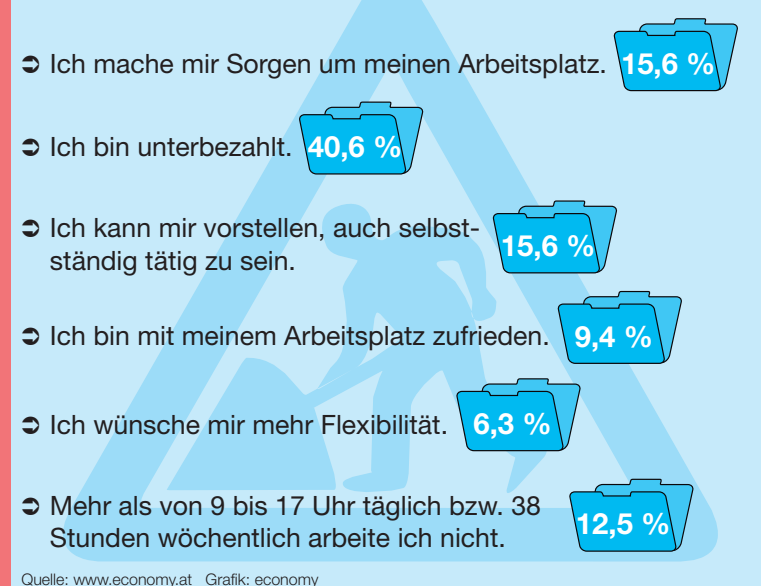
● **Förderdschungel.** Zahlreiche neue Förderprogramme auf Bundes- und Landesebene haben in der letzten Zeit die österreichische Förderlandschaft „bereichert“. Die Vielfalt macht sie jedoch unübersichtlich, sodass sowohl kleine als auch große Unternehmen Förderchancen nicht immer optimal nutzen können. KPMG beleuchtet am 17. Oktober in Wien gemeinsam mit seinen Kooperationspartnern die Förderlandschaft und will damit einen Beitrag zur Innovationsförderung leisten. Die Teilnahme an der Veranstaltung ist kostenlos. www.kpmg.at

● **Ein Tag voller Marken.** Das Seminar „Marken-Management“ mit der Markenexpertin Karin Lehmann am 18. Oktober im Wiener IBM Forum zeigt mittels vieler Beispiele aus der Praxis, wie erfolgreiche Marken aufgebaut und geführt werden. Das Seminar liefert Know-how für alle, die für den Erfolg einer Marke verantwortlich oder daran beteiligt sind: Marketingmanager, Produktmanager, Geschäftsführer oder Mitarbeiter im Marketing. Kosten: 948 Euro (inkl. MwSt.). www.cpc-consulting.net

● **Medizintechnik im Visier.** „Medizintechnik 2010: Das Zukunftspotenzial der Schlüsseltechnologien“ findet im Rahmen des VDE-Kongresses „Innovations for Europe“ vom 23. bis 25. Oktober in Aachen statt. Schwerpunkte der Fachtagung stellen neben Cell Engineering bildgebende Verfahren, computerassistierte Diagnostik und Herzchirurgie, Telemedizin, neue Technologien in der minimal-invasiven Chirurgie sowie die effizienzsteigernden Möglichkeiten der High-Tech-Medizin dar. Welche Chancen und Visionen die Hochtechnologie-Medizin bietet, diskutieren Experten aus Wissenschaft, Wirtschaft und dem Anwendungsbereich. www.vde.com/kongress2006

Frage der Woche

Wie sehen Sie Ihre Zukunft in der Arbeitswelt?



Quelle: www.economy.at Grafik: *economy*

Leben

Jakob Steuerer

Lieben. Wissen. Arbeiten.



Vorab: Ich arbeite sehr gerne. Aus dem simplen Grund, weil ich mir erlauben kann, in der Arbeit weit mehr als eine Existenzabsicherung zu sehen. Ich bin vielseitig und gut ausgebildet und habe mir aus diesem Potenzial heraus ein „duales“ Berufsleben geschaffen: eine „Basis“ als unselbstständiger Angestellter und eine Art „Überbau“ als selbstständiger Freischaffender. Ich arbeite daher zeitweise ziemlich intensiv – und muss dies auch, um mich in beiden Tätigkeitsfeldern mit der nötigen Qualität zu bewegen. Ich nütze aber dennoch jede sich bietende „Zeitnische“ ganz bewusst zur „Muße“ – wie die alten griechischen Philosophen den natürlichen Gegenpol zur Arbeit nannten. Damit kein Missverständnis aufkommt: Muße ist keineswegs mit Faulheit oder Müßiggang gleichzusetzen. Sondern vielmehr die wunderbare Gelegenheit, zu entspannen, seine Energien zu erneuern und – last but not least – sein Tun aus der entspannten Distanz heraus zu reflektieren. Mache ich überhaupt „das Richtige“? Haben sich vielleicht unbewusst Routinen eingeschlichen, die ich in Hinkunft besser vermeiden sollte? Sind privater Alltag und öffentlicher Beruf halbwegs im Gleichgewicht? Und entspricht mein Leben der von Sigmund Freud empfohlenen Rezeptur für eine erfüllte und glückliche Existenz: Lieben. Wissen. Arbeiten. Warum ich Ihnen dies alles erzähle? Weil ich viele Zeitgenossen kenne, die ihre Arbeit nur mehr als frustrierende Anspannung empfinden. Sich aber gleich darauf wieder jede Menge Freizeitstress organisieren. Ich gebe zu: Ich scheine ein Privilegierter zu sein. Aber eben nicht, weil ich gar nicht mehr malochen muss. Sondern weil ich trotz intensiver Arbeitstage meine „Work-Life-Balance“ gefunden haben dürfte. Und dies nachhaltig und seit geraumer Zeit.

Thomas Jäkle

Mehr arbeiten und weniger verdienen



Kapitalismus à la Heuschrecke – ein Lebenskonzept, das durch Arroganz, Herabsetzung und Rücksichtslosigkeit besticht. Das Konzept findet breite Zustimmung – auf Arbeitgeberseite. Frei nach dem Prinzip: Geht es der Wirtschaft gut, geht es allen gut. Was aber in vielen Branchen so viel heißt wie mehr arbeiten, dafür weniger verdienen und die störenden fixen Anstellungen auflösen. Um dann den Dienstnehmer mit Werkverträgen dennoch weiterzubeschäftigen, Konkurrenzklauseln aufzubrummen. Urlaubsansprüche und bezahlter Krankenstand gehen gleichzeitig über Bord. Ein feines Konzept, das im Übrigen Marx und Engels mit ihrer Mehrwerttheorie kaum genauer erklären konnten. Der Imperativ sind die Finanzmärkte. 20 statt zehn Prozent Gewinnsteigerung, um den Aktienkurs zu pushen, aber auch gleichzeitig Mitarbeiter zu feuern stellt das Ziel dar. Laut ist dann das Hallo, wenn der Heuschrecken-Kapitalismus vom Stimmvolk einen Denkkettel bekommt. Gar skurril wird es, wenn der Linke Gusenbauer den Kanzler machen will und es nach der Wahl zu einem Mini-Crash an der Wiener Börse kommt. Unsicherheit sei eingekehrt im Land der Berge, so Analysten. Deshalb der Kurssturz. Ein absurder Reflex, als wäre der „böse Russe“ einmarschiert, um den Kampf gegen die Hedgefonds in Don-Quijote-Manier anzutreten. Porsche-Chef Wiedeking gab kürzlich der miesen Fratze des Kapitalismus einen Korb. Gewinne um jeden Preis dürfe nicht der Imperativ sein, weil dies zur politischen Destabilisierung führe – zu einem Rechtsruck. Die Siemens-Manager haben schnell erkannt, dass sie nach der Pleite ihrer von Benq vor einem Jahr gekauften Ex-Handy-Sparte einen 30-prozentigen Gehaltszuschuss zumindest aufgeschoben haben.



Österreichs Fußball liegt mehr als nur am Boden. Dass es noch tiefer geht, werden die nächsten Jahre bestimmt eindrucksvoll beweisen. Foto: APA/Gepa/Oberlaende

Quo vadis Fußball?

Mit modernen Datenbanklösungen dem Erfolg auf den Fersen.

Michael Liebming

Die Szene war symptomatisch. David Villa zeigte in Valencia den Salzburgern minutenlang, wo unser Fußballsport tatsächlich ist: im Eck! Nach mehreren erfolglosen Versuchen der Balleroberung stürmten vier (!) Spieler in Richtung Villa. Dieser überlistete sie mit einem Pass. Es folgte Schuss, Tor, das 3:0. Glücklicherweise standen aber bei den Salzburgern eh keine heimischen Kicker auf dem Platz. Danach kamen wie mittlerweile in jedem Interview die Bekundungen der Trainer und der *Spieler* (© Ernst Happel), dass „hart gearbeitet“ werden wird. Zwischenfrage: Was haben sie denn bisher gemacht?

Auch rund um den Fußball wird viel gearbeitet, beispielsweise im Sponsoring. „Onkel Frank“ hat mit seiner Arbeitsauffassung gezeigt, wie es geht: investieren, Erfolg genießen und ganz Geschäftsmann die Mitarbeiter wieder verkaufen. Ganz anders sieht das Siemens

Austria. Vor dem Fußballländerspiel gegen Liechtenstein präsentierte der ÖFB eine internetbasierte Datenbank zur dezentralen Verwaltung von Spielerdaten. Diese soll alle Stärken und Schwächen im fußballerischen und körperlichen Bereich der Elitekicker sammeln und zu einer verbesserten Leistungsdiagnostik führen. Die Individualtrainer der Klubs können so in Echtzeit auf das Wohlbefinden reagieren.

Vorbild Rumänien

Können Datenbanken wirklich die Lösung bringen, wenn die Berufsauffassung der Kicker nicht stimmt? Wenn ein heimischer Verein die vereinbarten Gehälter nicht pünktlich überweist, dann hat es rasch den Anschein, dass Verlieren zum Alltag gehört. Siehe GAK. Sicherlich kein Einzelfall. Manchmal wird man eben das Gefühl nicht los, dass die Einzigen, die auf dem Fußballplatz wirklich zu den Arbeitern zählen, die Tribüne bevölkern.

Zumindest lügen Datenbanken nicht. Die Uefa-Fünf-Jahres-Wertung zeigt das Leistungsgefälle der Heimischen nur zu deutlich. Gegenbeispiel gefällig? Rumänien. Drei (!) Klubs holten im letzten Jahr insgesamt mehr Punkte für diese Wertung als die sieben spanischen oder die sieben italienischen oder die acht französischen oder die acht englischen Vereine. Die „Armenhäuser“ Europas zeigen damit, dass sie hungrig auf Erfolge sind. Sie waren Klassenbeste!

Persönlich würde ich eine Systemumstellung präferieren und bereits die Miniknaben in die hohe Kunst des Konterfußballs einführen. Glaubt wirklich noch jemand, dass wir die Gegner spielerisch beherrschen werden? Die Hoffnung stirbt zuletzt. Hoffen wir also gemeinsam mit Josef Hickersberger. Zumindest er sieht unser Team (laut *Profil*-Interview) in einer hervorragenden Ausgangsposition: „Es kann nur noch besser werden.“

Consultant's Corner

Paradigm of a Hypercompetitive world

Recent dramatic changes show the return of the „war for talent“. Across all industries and all positions, we are meeting surprised managers. But forecasts in 2004 indicated 80% of all staff, 50% of managers would leave their jobs when the economy improved. Demographics predicted a knowledge gap from the exiting 50+ crowd. With Gen X significantly smaller and Gen Y needing training, significant capacity problems in key positions result. How companies treated their employees in the worst of times determines their reputation, diagnosed when their branded advertisements reveal a lower yield. While talent has always had their pick of jobs, globalization's hypercompetitive



environment requires more integration between HR and corporate strategy. Two solutions: mentoring and employee retention oriented environment. Unlike other management tools, mentoring's 1:1 process-driven learning transfer, addresses corporate needs but companies need to support management commitment. As for the corporate culture: talented employees don't change easily if internal opportunities, mentoring, or corporate values of loyalty are at hand.

Showing arrogance, stuck in the old paradigm, some companies offer two year salary retention schemes now to win back employees they neglected, clearly a more expensive solution.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners